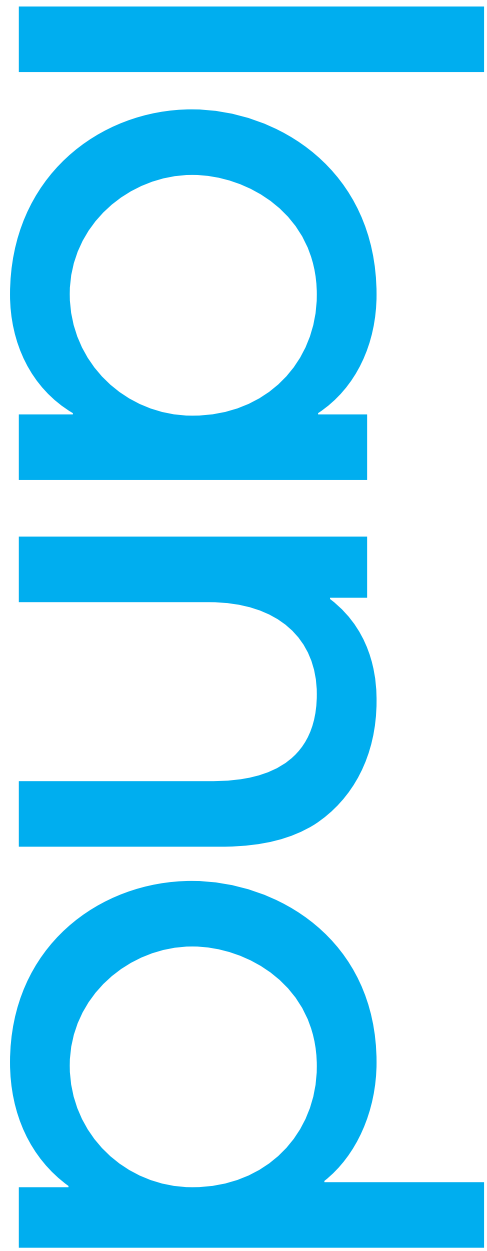




Fossiles wird teurer

Mit zwei Richtlinienvorschlägen will die EU-Kommission „Preissignale“ für mehr Klimaschutz setzen

Le journaliste, le dramaturge et le djihadiste

Quand le théâtre prend le relais du reportage pour obliger à la réflexion. Petz Bartz et Ian De Toffoli se complètent

Crépuscule d'un romantisme bancaire

L'établissement de crédit centenaire Fortuna, l'une des dernières banques aux capitaux luxembourgeois, a échoué deux fois à changer de mains. Elle s'est offert un répit en vendant le siège. Pour combien de temps ?

Remembrements, toute une histoire

On en apprend énormément sur la Moselle et ses vigneron en s'intéressant aux remembrements. On comprend aussi qu'en cinquante ans de viticulture, tout (ou presque) a changé

Neue Wähler braucht das Land

Durch die Abschaffung der Wohnsitzklausel bei den Gemeindewahlen verspricht sich die Regierung mehr Partizipation. Ob das gelingt?

Foto: Mike Zenari



land

Unabhängige Wochenzeitung
für Politik, Wirtschaft und Kultur

#36

68. Jahrgang
10.09.2021



4,50 €

Neue Wähler braucht das Land

Franziska Jäger

Durch die Abschaffung der Wohnsitzklausel bei den Gemeindewahlen verspricht sich die Regierung mehr Partizipation. Ob das gelingt?

Je peux voter Nun soll sie also Einzug halten in Luxemburg, die Gleichberechtigung, die das Clae, Cefis und die Asti seit Jahren fordern. Vergangenen Freitag haben sie sich in einem Presse-schreiben mit den Änderungen am Wahlgesetz bei zukünftigen Gemeindewahlen zufrieden erklärt. Als einen „Schritt in Richtung Bürgerbeteiligung“ bezeichnete das Clae den Vorstoß der Regierung, war das Großherzogtum doch das einzige EU-Land, das für die Gemeindewahlen eine fünfjährige Residenzklausel vorsah.

„Ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung Luxemburgs zahlt Kommunalsteuern und hat doch aber keine Möglichkeit, an der Zusammensetzung seiner Gemeinde mitzuwirken“, so Antonio Valente am Mittwoch gegenüber dem *Land*. Der Vizepräsident des Clae spricht deshalb von einem „mutigen Akt der Koalition“. Es sei nun Aufgabe der Kommunen, ihre Bürger zu informieren und aufzuklären und Zugezogene bereits bei ihrer Anmeldung in der neuen Heimat auf ihr zukünftiges Wahlrecht hinzuweisen. Auch die Parteien müssten jetzt mitziehen und ziemlich kräftig die Werbetrommel rühren. Sonst ändert sich im Superwahljahr 2023 am Ende nämlich gar nichts.

Die Änderungen betreffen die Abschaffung der Wohnsitzklausel von fünf Jahren für alle nicht-luxemburgischen Bürger und die Verkürzung der Wartezeit für die Eintragung auf die kom-

munalen Wähllisten. Der Gesetzentwurf wurde am Donnerstag vergangener Woche von Innenministerin Taina Bofferdin (LSAP), Integrationsministerin Corinne Cahen (DP) und Justizministerin Sam Tanson (Déi Gréng) vorgestellt. Nicht-Luxemburger sollen künftig stimmberechtigt sein – unabhängig davon, wie lange sie schon im Großherzogtum wohnen, ob sie Europäer sind oder aus einem Drittland kommen, wie es in der Regierungsmitteilung heißt. Jeder Bürger solle in Zukunft an den Kommunal- (und Europa-) Wahlen teilnehmen können. Die Innenministerin Corinne Cahen bestätigte den Termin für die nächsten Kommunalwahlen am 11. Juni 2023. Da die Parlamentswahlen im Oktober 2023 stattfinden werden, werden die Kommunalwahlen vorgezogen. Eine Residenzklausel für das passive Wahlrecht bleibt bestehen, die aber für alle Einwohner gilt: Wer Kandidat bei den Gemeindewahlen sein will, muss sechs Monate in der Gemeinde angemeldet gewesen sein.

Nach Angaben des Ministeriums für Familie, Integration und Großregion und des Cefis konnten sich 33 Prozent (75 226 Personen) vor den Wahlen 2017 nicht in das Wählerverzeichnis eintragen lassen, weil sie nicht seit mindestens fünf Jahren im Großherzogtum lebten. Genau das soll sich jetzt ändern. „Die Menschen erhalten das Wahlrecht, sobald sie in ihrer Gemeinde ankommen. Sie können unmittelbar am politischen Leben teilnehmen und sich leichter

integrieren, indem sie sich für die politischen Entscheidungen interessieren, die ihr Leben betreffen“, betonte Corinne Cahen vergangenen Donnerstag. Auch die Frist für die Eintragung in das Wählerverzeichnis für Nicht-Luxemburger wird verlängert, um 32 Tage. So wird der letzte Tag der Registrierung in das Wählerverzeichnis vom 87. auf den 55. Tag verschoben. Damit mehr Nicht-Luxemburger an den Kommunalwahlen teilnehmen. Tun sie es, müssen sie allerdings auch wählen gehen, denn in Luxemburg gilt Wahlpflicht.

Améliorer la participation Bisher war die Prozedur bei den Gemeindewahlen eigentlich einfach: Wenn man seit mindestens fünf Jahren im Land wohnt, genügte es, sich mit seinem Ausweis bei der Gemeindeverwaltung zu melden. Trotzdem hat bei vergangenen Kommunalwahlen bloß eine Minderheit von ihrem Recht Gebrauch gemacht. 2011 haben sich bei den Kommunalwahlen rund 17 Prozent der Ausländer eingeschrieben, 2017 waren es rund 23 Prozent (34 638 Menschen mit 134 Nationalitäten). Die groß angelegte Aufklärungskampagne „Je peux voter“ des Integrationsministeriums, die für die Gemeindewahlen 2017 (und später auch die Europawahlen 2019) organisiert wurde, trug demnach nur bedingt Früchte. Dass die Abschaffung der Residenzklausel bei Gemeindewahlen gerade jetzt kommt, hängt mit der Demokratie-Debatte zusammen, die in Luxem-

burg seit dem Referendum über das Ausländerwahlrecht bei den Kammerwahlen am 7. Juni 2015 immer noch im Raum steht. Damals wollte die Regierung ein Wahlrecht für Ausländer bei den Parlamentswahlen einführen, was aber von der wahlberechtigten Bevölkerung klar abgelehnt wurde. 78 Prozent der Wähler stimmten mit „nein“. Befürworter wiesen darauf hin, dass inzwischen fast 50 Prozent der Einwohner Ausländer sind, und dass es problematisch ist, wenn nur die Hälfte der Bevölkerung das Wahlrecht besitzt. Gegner argumentierten, dass das Wahlrecht für Parlamentswahlen in anderen Staaten auch immer an die Staatsbürgerschaft geknüpft ist. Auch hatte die Regierung keine Bedingungen in puncto Integration gestellt, zum Beispiel, dass Ausländer Sprachkompetenzen vorweisen müssen. So etwas hätte vielleicht die Luxemburger beruhigt, die Angst vor einer Verschiebung der politischen Sprachkultur weg vom Luxemburgischen hatten. Da das Referendum aber gescheitert ist, stand das Problem der niedrigen politischen Integration der ausländischen Hälfte der Bevölkerung immer noch zur Debatte. Normalerweise sollten EU-Bürger seit dem Vertrag von Maastricht unter den gleichen Bedingungen an Europa- und Kommunalwahlen teilnehmen dürfen, wie Einheimische. Allerdings durften Länder mit einem Ausländeranteil von mehr als 20 Prozent das Wahlrecht zusätzlich an eine Aufenthaltsdauer knüpfen. Luxemburg ist das einzige EU-Land, das eine solche Klausel ein-

geführt hat. Die Ausweitung des Wahlrechts für Kommunalwahlen durch die Abschaffung der Residenzklausel erscheint daher als eine einfache und logische Lösung. Die Abschaffung einer Ausnahme in der Europäischen Union bringt gleichzeitig mehr Gleichberechtigung für EU-Ausländer.

Auch das Koalitionsabkommen 2018-2023 sieht diese Maßnahme indirekt vor: „(...) les moyens tendant à améliorer la participation des citoyens étrangers aux élections locales seront étudiés (...)“. Auf Anfrage heißt es seitens der Regierung: „Da im Jahr 2023 sowohl Gemeindewahlen als auch nationale Wahlen stattfinden, mussten ohnehin Änderungen vorgenommen werden, um die Gemeindewahlen von Oktober auf Juni 2023 vorzuverlegen. Die Regierung hat daher beschlossen, im Zuge dieser Anpassung auch diesen Teil des Koalitionsabkommens umzusetzen.“ Déi Gréng freuen sich „über die längst überfällige Änderung“, aber natürlich erhofft sich Ko-Vorsitzender Meris Sehovic auch mehr Stimmen für seine Partei. „Demokratie funktioniert nur dann, wenn die Wahlbeteiligung hoch ist.“ Für Sehovic ist die Abschaffung der Residenzklausel zudem noch nicht „das Ende der Geschichte“. Eine große Verantwortung sieht er nun bei den Kommunen. „Ich appelliere an die Gemeindemitarbeiter, die Neuan-kömmlinge sofort bei ihrer Anmeldung auf das Wahlrecht anzusprechen.“ Aber wie sinn-voll

Auszählung nach den Kommunalwahlen 2017 in der Victor-Hugo-Halle auf dem Limpertsberg





Die Hürden des
Ausländerwahlrechts
werden abgebaut. Alle
Bürger Luxemburgs
sollen sich an den
Kommunal- und
Europawahlen
beteiligen können.
Unverzüglich

ist das Recht, dass Ausländer sofort nach ihrer Ankunft in Luxemburg wählen dürfen? „Kommunalpolitik betrifft den Zugezogenen ab dem ersten Tag, sei es in Form von Abfall-wirtschaft, Parkplätzen oder Kinderbetreuung. Ich habe Vertrauen, dass die Menschen mündig genug sind, über Dinge entscheiden zu können, die ihren Alltag betreffen.“ Zum unveränderten passiven Wahlrecht sagt Sehovic, dass es hierfür nun mal „ein Mindestmaß an Kenntnissen des politischen Geschehens“ brauche.

„Wahrscheinlich wird sich nur ein kleiner Teil der Neuzugezogenen ins Wählerverzeichnis eintragen lassen. Gerade die frisch angekommenen Leute dürften sich noch zu unerfahren fühlen.“

Einige Luxemburger äußerten in diesen Tagen auf Facebook ihren Unmut darüber, dass „wir wählen gehen müssen und die anderen dürfen es sich aussuchen“. Für LSAP-Präsident Yves Cruchten geht es hierbei um eine „Bürgerpflicht“ und er sei auch „kein Fan davon“, diese Pflicht abschaffen zu lassen, wie es einige User fordern. Tatsache ist, dass in Luxemburg noch niemals jemand bestraft worden ist, weil er unentschuldigt bei einer Wahl gefehlt hat. „Bei den Parlamentswahlen wählt nur die Hälfte der Bevölkerung. Würden wir die Wahlpflicht gänzlich abschaffen, hätten wir auf kommunaler Ebene

ein echtes Problem.“ Cruchten ist eher dafür, Geldstrafen auch wirklich umzusetzen, statt nur zu drohen. „Als Parlamentarier macht es mich wütend, dass das so schwammig ist.“ Dass sich die politischen Fronten nun wie nach 2015 verhärteten könnten, sieht Yves Cruchten nicht. „Das Referendum war etwas völlig anderes. Damals ging es um die Beteiligung an den nationalen Wahlen, in diesem Fall steht die Mehrheit der Bevölkerung hinter der Entscheidung.“

Laut einer Umfrage des *Luxemburger Wort* sieht das ganz anders aus. Die Frage des Tages vom 3. September (Abschaffung der Residenzklause?) beantworteten 62 Prozent der Leser mit „nein“. „Die Kritik, dass sich neue Einwohner weniger gut in der Kommunalpolitik auskennen, ist durchaus berechtigt. Allerdings könnte man das gleiche über Luxemburger sagen, die gerade erst umgezogen sind“, sagt Anna-Lena Högenauer, Professorin am Institute of Political Science an der Universität Luxemburg. „Wie gut versteht denn der Vincent aus Wincrange, der gerade für eine neue Stelle nach Esch gezogen ist, die Probleme der industrialisierten und dicht besiedelten Südgemeinden? Was weiß die Caroline aus Luxemburg-Stadt, die Kultur, eine Vielfalt an Schulen und gute Verkehrsverbindungen gewohnt ist, über ihre neue ländliche Gemeinde? Und kennen die beiden automatisch die Lokalpolitiker in ihren neuen Gemeinden, nur weil sie Luxemburger sind?“ Ginge es nach Högenauer, müsste dieser Punkt einheitlich geregelt werden: Keine Residenzpflicht oder eben eine allgemeine Residenzpflicht, die dann dazu führt, dass auch Luxemburger nach einem Umzug nicht direkt an Kommunalwahlen teilnehmen können.

Dass die ADR den Gesetzentwurf ablehnt, ist nicht weiter überraschend. Die CSV wolle sich erst in der kommenden Woche, nach ihrer Fraktionssitzung am Dienstag, zum neuen Ausländerwahlrecht äußern, so Claude Wiseler gegenüber dem *Land*. Priorität müsse aber sein, diejenigen Ausländer zu erreichen, „die schon länger hier leben und bisher noch nicht wählen gegangen sind“, so der CSV-Präsident.

Je veux partir Angesprochen auf die Änderungen am Wahlgesetz fallen die Reaktionen unter frisch Zugezogenen und jenen, die schon länger in Luxemburg leben, eher düster aus. Silvia, 51, ist im August 2020 mit ihrem Ehemann Eric und den beiden Söh-

nen aus São Paulo nach Merl gezogen. Der gebürtige Brasilianer Eric hat die luxemburgische Staatsbürgerschaft erworben, weil seine Großeltern Luxemburger waren. Silvia spricht Portugiesisch und Englisch, Eric hat zudem rudimentäre Deutschkenntnisse. Arbeit hat der Marketingexperte noch keine gefunden, Silvia ist Anwältin und vertritt im Homeoffice Mandanten in ihrem Heimatland. Würden die beiden wählen gehen? „Nein“, sagt Silvia. „Wir kennen uns noch gar nicht aus in Luxemburg, weder politisch noch sprachlich. Wir sehen darin, zumindest zum jetzigen Zeitpunkt, keinen Sinn.“ Auch wissen sie noch nicht, wie lange sie in Luxemburg bleiben werden, „deshalb wollen wir uns nicht durch das Eintragen in die Wahllisten zu etwas verpflichten“. Die 27-jährige Narisara aus Thailand ist im Oktober 2020 nach Esch gezogen. Auf der Arbeit bei Deloitte spricht sie ausschließlich Englisch mit ihren Kolleg/innen, deutsch, französisch oder luxemburgisch beherrscht sie nicht. „Dass ich im Juni 2023 wählen gehe, sehe ich momentan nicht“, sagt sie. „Vielleicht, wenn ich bis dahin zumindest eine der Landessprachen gelernt habe, aber ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass meine Stimme groß was bewirken wird.“ Ritesh, 32 und aus Pakistan, arbeitet seit drei Jahren bei Arcelor-Mittal, zuvor hat er sein Masterstudium als Ingenieur an der Uni Luxemburg abgeschlossen. Ein paar Jahre wolle er hier noch Erfahrung sammeln, dann aber wieder nach Lahore zurück, sich selbstständig machen und dort eine Familie gründen. Andere Einwanderer, die schon fünf Jahre oder länger in Luxemburg leben, geben zu, sie waren bisher nie wählen, weil sie eigentlich gar nicht vorhatten, so lange zu bleiben, „aber jetzt sind doch schon so viele Jahre ins Land gezogen“. Und dann gibt es noch die, die nur einen Zwischenstopp auf dem Kirchberg machen und manchmal schon nach sechs Monaten das Großherzogtum wieder verlassen. Stefan ist EU-Bediensteter beim Europäischen Gerichtshof. „Ich persönlich finde das Gesetz toll, denn es verwickelt das Kommunalwahlrecht, das vom EU-Recht gewährleistet ist“, sagt er. „Ich selbst werde aber von dieser Möglichkeit nicht Gebrauch machen, denn die Kommunalpolitik interessiert mich nicht. Ich bin Expat und kein Einwanderer.“ Der Einwanderer hat die Absicht, sich in die Gesellschaft des Aufnahmelandes zu integrieren und eventuell sogar Staatsbürger zu werden. Ein Expat wird aus be-

ruflichen Gründen vorübergehend in ein Land entsandt. Nach getaner Arbeit zieht er weiter.

Kann die Abschaffung der Wohnsitzklause am Ende gar keine handfeste Veränderung bewirken? In der Theorie könnte der Verzicht auf die Residenzpflicht mehr Ausländer dazu bringen, wählen zu gehen. „Wahrscheinlich wird sich aber nur ein kleiner Teil der Neuzugezogenen ins Wählerverzeichnis eintragen lassen“, sagt Anna-Lena Högenauer. Gerade die frisch angekommenen Leute dürften sich noch zu unerfahren fühlen. „Aber es kann schon sein, dass sich Ausländer nach zwei oder drei Jahren für ihre Gemeinde zu interessieren beginnen und eben nicht erst nach fünf Jahren.“ Trotzdem, einen Ansturm auf die Wahlurnen sieht Högenauer für das Jahr 2023 nicht. „Ich denke, dass wir mit der Maßnahme jetzt vielleicht auf über 25 Prozent kommen (statt 23 Prozent im Jahr 2017), ein Teil der Ausländer ist nur für ein paar Jahre da und beabsichtigt nicht, länger zu bleiben. Diese Leute haben nur ein begrenztes Interesse, die Kommunalpolitik zu beeinflussen, weil sie die Veränderungen oft nicht mehr sehen würden.“ Was schlägt die Politikwissenschaftlerin vor? „Aus meiner Sicht besteht die größte Herausforderung darin, die Ausländer besser zu integrieren, die am Ende tatsächlich viele Jahre in Luxemburg bleiben. Man könnte diese Menschen eventuell durch Seminare zur luxemburgischen Politik sensibilisieren. Auch die Parteien stehen hier in der Verantwortung.“

Im Frühjahr 2022 sollen die Kampagnen offiziell starten und „sowohl auf klassischem wie auch auf digitalem Wege helfen, Nicht-Luxemburger noch gezielter zu informieren und an die Politik und das Wahlsystem heranzuführen“, heißt es aus dem Staatsministerium. Dass die Mehrheit der Ausländer auf eine Teilnahme an den Gemeindewahlen verzichtet, hat aber möglicherweise wenig mit mangelhaften Sensibilisierungskampagnen zu tun. Sie stammen vielmehr meist aus Ländern, in denen kein Wahlzwang herrscht und die Wahlbeteiligung entsprechend niedrig ist. „Corinne Cahen hat in der Vergangenheit vorbildliche Arbeit geleistet, um mehr Menschen an die Wahlurnen zu locken, das Ergebnis war ernüchternd“, sagt Clae-Vizepräsident Antonio Valente. „Ich weiß, was das für ein Kraftakt ist, ich selbst bin von Tür zu Tür gegangen, um die Leute davon zu überzeugen, sich in die Wählerlisten eintragen zu lassen. Am

schwierigsten ist es, Menschen aus Portugal, Spanien und Italien zu überzeugen. Die haben in ihren Heimatländern nie gewählt, weil sie den Politikern nicht vertrauen. Dort interessiert sich niemand für Kommunalpolitik, Wahlkampagnen erregen dort keinerlei Aufmerksamkeit.“

Hinzu komme die Angst vor der Wahlpflicht, sobald sie sich in die Listen eintragen lassen. „Sie denken an Urlaub und dass sie nicht zur Wahl gehen können, was nicht stimmt, weil sie im Voraus per Post wählen können, aber das wissen nicht alle.“ Und sie hegen den Verdacht, dass eine Stimmabgabe kaum Probleme löst: Wahlberechtigte Eingeborene suchen ebenso lang nach einer Wohnung in ihrer Gemeinde wie Zugezogene. 2017 hat Valente vor den Kommunalwahlen zwei Informationsveranstaltungen im Müllerthal organisiert. „Ich habe Einladungen an zehntausend Familien verschickt, aus Larochette waren drei Bürger, aus Echternach zwei anwesend. Vielleicht muss man so weit gehen und die Zugezogenen bei ihrer Anmeldung in der Gemeinde automatisch in die Wählerliste eintragen. Wer nicht wählen will, muss die Streichung aus der Liste beantragen.“ In einem Land, in dem Wahlzwang herrscht, wäre es normal, dass jemand, der von Lissabon nach Düdelingen zieht, ebenso automatisch in die Düdelinger Wählerliste eingetragen wird und wählen muss wie jemand, der von Vianden nach Düdelingen zieht. Weil es bei den Gemeindewahlen gar nicht um die nationale Souveränität, sondern um Bürgersteige und Spielplätze geht. ●

EDITO

Insécurités

Pierre Sorlut

Une attaque de chien a monopolisé l'attention politique et médiatique ces derniers jours. Et pour cause. Les images de la perte de contrôle du malinois de G4S et la violente morsure dans la jambe de cet homme (ici à considérer comme victime), enregistrées et diffusées sur les réseaux sociaux, matérialisent les craintes des opposants au recours à une société privée pour surveiller les rues du quartier Gare de la capitale. Des agents de sécurité munis d'un agrément aux conditions d'octroi mal définies n'ont pas à faire régner l'ordre sur la voie publique. Ils ne sont ni formés ni habilités pour cette mission (*d'Land*, 04.12.2020). La police, oui. Puis quelle responsabilité engager en cas de problème ? Le ministre de la Sécurité intérieure est *in fine* responsable pour la politique sécuritaire. La bourgmestre Lydie Polfer (DP), qui emploie G4S avec son partenaire chrétien-social de coalition via un contrat secret, se dédouane évidemment. L'édile insiste sur son volontarisme pour pallier un prétendu manque de patrouilles policières dans cette zone urbaine (comme cela arrive souvent dans les lieux de transit, près des gares et des ports) où le trafic de drogue et la prostitution se sont historiquement développés.

Lydie Polfer prétend que l'insécurité est un fait et non un sentiment. C'est très contestable. À l'automne dernier le collège échevinal indiquait d'ailleurs que la mission des agents de sécurité privée consistait « clairement à lutter contre le sentiment d'insécurité par une présence préventive », en espérant qu'elle soit « dissuasive à l'égard d'auteurs d'infractions ou d'incivilités ». Que ce sentiment existe est beaucoup moins contestable. Les commentaires sur les réseaux sociaux ou au bas des articles relatifs à l'accident attestent d'un ras-le-bol partagé par les habitants et d'un soutien quasi-unanime (pour ne pas dire aveugle) à toute initiative répondant à ce sentiment d'insécurité. La morsure du chien est même très souvent vue comme une réponse justifiée à de présumées provocations de l'individu mordu. On revient sur les fondements même de l'état de droit. C'est assez effrayant.

L'expérimentée bourgmestre de Luxembourg (68 ans) sait le crédit politique logé dans la problématique sécuritaire. Son allié du CSV Laurent Mosar aussi. Contacté par téléphone ce jeudi, l'élu chrétien-social justifie l'appropriation de l'enjeu par des partis de gouvernement pour ne pas laisser les extrêmes instrumentaliser la sécurité. Lydie Polfer a tout à gagner à se ranger aux côtés des habitants. Tant et si bien qu'elle attire sur ce terrain les ministres compétents Henri Kox (qui prépare un paquet sécuritaire) et Sam Tanson (avec une refonte de la loi gardiennage), deux ministres écologistes. Or, loin de minimiser la légitime demande de bien être des habitants de la Gare ou d'ailleurs, on s'interroge aussi en cette semaine de la mobilité sur l'insécurité routière et sur l'investissement des infrastructures pour les vélos, parent pauvre de la politique de Lydie Gaga, comme la communauté cycliste la désigne sur Twitter. (Quoique le ministre des Transports, François Bausch, déi gréng, porte sa part de responsabilité sur le réseau routier national.) Voilà un réservoir de voix accessible par des engagements politiques constructifs en ligne avec les objectifs environnementaux. Les cyclistes irritent piétons et automobilistes, selon qu'ils sont envoyés sur l'espace des uns (parcs) ou des autres (routes). Offrons leurs une voie propre pour le bonheur de tous. L'enjeu est loin d'être anodin à l'heure de l'élargissement de la participation des étrangers aux élections communales. Il y a fort à parier que les expats de la capitale sont plus sensibles à la bicyclette que les nationaux. Puis promettre plus de pistes cyclables sonne mieux que plus de flics.

STEUERN

Luxleaks, le dernier espoir

Le Luxembourg a droit à une dernière séance à la Cour européenne des droits de l'Homme. Raphaël Halet, seul condamné dans l'affaire Luxleaks, a obtenu lundi une audience de l'instance dans son format Grande Chambre. Un dernier espoir, peut-être une fin en apothéose, pour cet ancien employé de Pricewaterhouse Coopers qui avait soustrait seize documents confidentiels au cabinet d'audit pour les remettre au journaliste Édouard Perrin après la première diffusion, en mai 2012 sur *France 2*, de *Cash investigation* où sont apparus pour la première fois les rescrits fiscaux négociés par PwC pour ses clients auprès de l'administration des contributions directes. Ces *rulings*, plusieurs centaines, émanaient d'un premier ancien employé de PwC, Antoine Deltour, qui les avait téléchargés en octobre 2010 à la veille de son départ de la firme, afin de les soumettre à l'opinion publique. Le 5 novembre 2014, avec les seize documents fournis par Raphaël Halet, ces informations confidentielles sorties par l'auditeur ont constitué la matière première de Luxleaks, scandale qui a accéléré la lutte contre l'optimisation fiscale et le plan Beps de l'OCDE. Si le journaliste de *Premières Lignes* a été relaxé dès la première instance, l'intérêt public du vol commis par Antoine Deltour n'a été complètement reconnu qu'en deuxième appel (soit dans un quatrième temps, après le passage en cour de Cassation). Antoine Deltour a été considéré comme un lanceur d'alerte, mais pas Raphaël Halet à qui les juges, y compris à Strasbourg en mars, n'ont pas reconnu l'utilité publique de son action puisqu'Antoine Deltour avait déjà sorti le gros des documents. Il avait été condamné en appel à mille euros d'amende et à un euro de dommages à son ancien employeur. Dans le compte rendu de début septembre, les seize autres requêtes pour passer devant la Grande chambre ont été rejetées (photo : Patrick Galbats). [pso](#)

P E R S O N A L I E N

Antoine Paccoud,

Sozialgeograf am Luxembourg Institute of Socio-Economic Research, hält eine „hohe Grundsteuer“ für den wichtigsten Lösungsansatz gegen die wachsenden Wohnungspreise. Paccoud hat seit 2019 in einigen Veröffentlichungen gezeigt, wie stark Baugrundstücke hierzulande in den Händen einiger weniger Familien und Unternehmen konzentriert sind. Gegenüber *RTL* meinte er am gestrigen Donnerstag noch, die Höhe der neuen Grundsteuersätze solle mit der Lobby der Besitzer/innen ausgehandelt werden, um so die „Blockade“ zu lösen. [pf](#)

Blog



Henri Kox,



Polizeiminister (Grüne), will im Oktober ein „Sicherheitspaket“ vorlegen. Das kündigte er am Mittwoch in einer Sitzung der parlamentarischen Ausschüsse für Justiz und Innere Sicherheit an, die nach dem Vorfall vom Samstag im *Stater* Bahnhofsviertel zusammenkamen. Kox begibt sich damit auf den schmalen Grat, einerseits anzuerkennen, dass es im Bahnhofsviertel ein Sicherheitsproblem gibt (was auch seine Parteikollegin Stéphanie Empain, Vorsitzende des Ausschusses für Innere Sicherheit tat), andererseits den Eindruck zu vermeiden, er lasse sich als Minister vom Law-and-order-Marketing des *Stater* Schöffensrats treiben (Foto: Sven Becker). [pf](#)

G E S E L L S C H A F T

Léif Passagier ...

Dass Durchsagen am Flughafen nur noch auf Französisch und Englisch erfolgen sollen, betreffe allein die automatisierten Durchsagen, erklärte der Generaldirektor von Flughafenbetreiber Lux-Airport, René Steinhaus, gestern. „Manuelle“ Ansagen würden weiterhin auch auf Luxemburgisch erfolgen. Die Ankündigung von Transportminister François Bausch (Grüne), die Einführung eines neuen Systems erlaube keine automatisierten Durchsagen auf Luxemburgisch, hat den ADR-Abgeordneten Fred Keup politisch aktiv werden lassen. Die Actioun Lëtzebuergesch erklärte am Montag, die Durchsagen am Findel müssten nicht nur auch auf Luxemburgisch, sondern auch auf Deutsch erfolgen. [pf](#)

P A N D E M I E

In die vierte Welle

Die Ferien gehen zu Ende, und das Corona-Infektionsgeschehen nimmt weiter zu, wenngleich allmählich: Vergangene Woche wurden 573 Neuinfektionen gezählt, 31 mehr als in der Woche zuvor. Hospitalisiert waren am Mittwoch 27 corona-infizierte Patient/innen, zehn auf einer Intensivstation. Der Anteil voll Geimpfter an der Gesamtbevölkerung lag in Luxemburg laut EU-Seuchenschutzamt ECDC mit 61,4 Prozent einen Promillepunkt höher als vergangene Woche. Im Unterschied zur vergangenen Woche und denen zuvor informierte das Gesundheitsministerium diese Woche nicht über den Anteil Geimpfter und Ungeimpfter an den Krankenhauspatient/innen – vielleicht, weil man Anlauf nimmt zu einer Impfkampagne.

Unterdessen wächst die Aufregung wegen des Wegfalls der Maskenpflicht in den Schulen, sobald die Schüler/innen an ihren Bänken sitzen. Die Kinderärztin und Infektiologin Isabel de la Fuente, die auch dem Conseil supérieur pour maladies infectieuses angehört, sagte dem *Radio 100,7*, sie hätte mit der Aufhebung der Maskenpflicht noch „ein wenig gewartet“. Im *Tageblatt* taten gestern Lehrgewerkschaftler ihre Sorge kund, „dass in 14 Tagen wieder alles, was beschlossen wurde, über Bord geworfen werde“ (Patrick Arendt vom SEW-OGBL). [pf](#)

W I R T S C H A F T

Kaufen in der Pandemie

Der wegen der Corona-Seuche verhängte dreimonatige *Lockdown* sowie die anderen Einschränkungen haben im vergangenem Jahr das Kaufverhalten verändert, schreibt das Statec. Gegenüber dem Vergleichsjahr 2019 stiegen die Ausgaben für Lebensmittel (+23%) sowie für Elektronik und Computerausrüstung (+35%). Mit einem Plus von 57 Prozent legten die Ausgaben für Alkohol am stärksten zu. Im Schnitt gaben die Luxemburger Haushalte 62 Prozent weniger Geld aus als 2019. Für Besuche in Bars und Restaurants, weil sie lange geschlossen waren, waren es 40 Prozent weniger, für Treibstoffe 18 Prozent weniger. [pf](#)

894,40 Punkte

Der vom Statec berechnete nationale Verbraucherpreisindex lag im August ein Prozent höher als im Juli und 2,5 Prozent höher als im August 2020. Das habe zum einen saisonale Gründe, so der Statec, etwa höhere Preise für Kleider und Schuhe nach Ende des Sommerschlussverkaufs oder für Pauschalreisen und Flugtickets wegen der Ferien. Andererseits hätten die Preise für Lebensmittel um 0,5 Prozent zugelegt; für manche Produkte, etwa Meeresfrüchte, frisches Obst und Olivenöl, stiegen sie um drei bis vier Prozent. Der Preisauftrieb der Petrolprodukte habe sich beruhigt. Der Semesterdurchschnitt des Index gegenüber dem 1. Januar 1948 stieg im August auf 894,40 Punkte. Die nächste Indextranche wird fällig, wenn 895,78 Punkte erreicht sind. [pf](#)

G E S U N D H E I T

Sache mit Nachspiel

Dass der Vertrag zum Bau des *Südspidol* in Esch/Alzette vom Verwaltungsrat des Centre hospitalier Emile Mayrisch (Chem) gekündigt wurde, sei allein die Schuld des Wiener Architektenbüros Albert Wimmer, hieß es vergangenen Freitag auf einer Pressekonferenz des Verwaltungsrats. Tatsache ist aber auch, dass ab Anfang 2018 der damals neue Chem-Generaldirektor Hansjörg Reimer sich in politische Spiele rund um das Projekt hineinziehen ließ und sein Unvermögen, es konsequent weiterzutreiben, einer der Gründe war, weshalb er vor einem Jahr seinen Posten räumte (*d'Land*, 4.9.2020). Albert Wimmer will die Vertragskündigung nicht auf sich beruhen lassen und hat für nächste Woche die Veröffentlichung eines „Fact Sheet“ zum Hergang des Projekts angekündigt, wie *RTL* meldete. Sodass die Angelegenheit, anders als der Chem-Verwaltungsrat um den Escher CSV-Bürgermeister Georges Mischo zu hoffen scheint, höchstwahrscheinlich noch nicht vom Tisch ist. [pf](#)

Fossiles wird teurer

Peter Feist

Mit zwei Richtlinienvorschlägen will die EU-Kommission „Preissignale“ für mehr Klimaschutz setzen



Tankstelle Aire de Berchem

Wer sich jetzt noch ein Dieselauto kauft, ist ganz schön dumm. Könnte man meinen beim Blick in den mehr als 300 Seiten langen Text der EU-Kommission für eine Änderung der Richtlinie über Mindest-Energiesteuern. Denn bisher darf Fahrzeugdiesel weniger stark besteuert werden als Benzin. Der berühmte „Vorteil“, dass ein Liter Diesel weniger kostet als ein Liter Benzin, kommt aus der Energiesteuerrichtlinie von 2003. Die gilt noch immer. Darin steht, dass der Steuersatz pro Liter bleifreiem Benzin bei mindestens 35,9 Cent liegen muss, pro Liter Diesel bei 33 Cent. Die meisten EU-Staaten haben diesen Steuervorteil beibehalten und erheben national auf Diesel weniger als auf Benzin. Einzige Ausnahme war Großbritannien.

Mit Physik hat der Diesel-Vorteil ebenfalls zu tun: Weil Diesel einen 15 Prozent höheren Heizwert hat als Benzin, verbrauchen Dieselaautos pro Kilometer weniger. Aber wird Diesel verbrannt, wird dabei wegen des höheren Heizwerts auch mehr CO₂ frei. Bisher interessierte das nicht weiter, jedenfalls nicht steuerlich. Jetzt schon: Zu dem Paket „Fit für 55“, das die EU-Kommission am 14. Juli herausgegeben hat und das sicherstellen soll, dass die Treibhausgasemissionen der EU bis Ende 2030 um 55 Prozent gegenüber denen von 1990 sinken, gehören auch Änderungen an der Energiesteuerrichtlinie. Wie die Kommission sich das vorstellt, soll der Mindest-Steuersatz auf Diesel und Benzin ab 1. Januar 2023 derselbe sein: 10,75 Euro pro Gigajoule.

Gigajoule? Künftig soll jedes Energieprodukt nach dem Energiegehalt besteuert werden und nicht mehr nach dem Volumen. Für Strom und Erdgas ist das schon so, für die flüssigen Brennstoffe wäre das neu. Da der Heizwert von Diesel höher ist als der von Benzin, würde Ersterer teurer als Letzteres. Umgerechnet auf einen Liter läge für Diesel der Mindeststeuersatz dann bei 41,9 Cent (11,9 Cent mehr als heute), pro Liter Benzin bei 38,54 Cent (2,64 Cent mehr als heute). Die Mindestsätze sollen in einer zehnjährige Übergangsperiode gleich bleiben, aber mit dem Verbraucherpreisindex wachsen, den das Statistikamt Eurostat ausrechnet. Die Kommission geht davon aus, dass durch die Indexierung der Mindestsatz auf Diesel bis 2033 um 6,24 Cent pro Liter steigt, der auf Benzin um 5,78 Cent.

Doch dass die Spritpreise an den Tankstellen sich allein wegen der neuen Mindestsätze grundsätzlich ändern werden, ist wenig wahrscheinlich. Zum einen ist der Text der Kommission ein Vorschlag. Weil er Steuern betrifft, wäre dazu Einstimmigkeit im EU-Finanzministerrat nötig. Die ist vielleicht zu haben: Vor zehn Jahren hatte die Kommission dem Diesel-Steuervorteil schon mal ein Ende bereiten wollen. Als der Ministerrat sich darüber 2014 noch immer nicht einig war, wurde die Idee zu den Akten gelegt. Heute dagegen herrschen, nach den diversen Abgasskandalen erst bei VW, dann auch bei weiteren Autoherstellern, sowie nach den vielen Bekenntnissen zu Klimaschutz und Elektroautos andere Rahmenbedingungen.

Und eine prinzipielle politische Einigung über den „Green New Deal“ der EU trafen die Staats- und Regierungschefs schon Ende 2019.

Hinzu kommt, dass in den meisten EU-Staaten die tatsächlichen Sprit-Steuersätze schon heute über den Minima liegen, die ab 2023 gelten sollen. Selbst die Dieselsteueroase Luxemburg ist mit 40,4 Cent pro Liter nur 1,5 Cent entfernt vom neuen Mindestsatz nach der Umrechnung aus Gigajoule.

Vor allem der geplante Emissionshandel für Gebäude und Straßenverkehr wird die Preise steigen lassen

Wozu das Ganze dienen soll, ist damit eine berechtigte Frage. Ein Teil der Antwort lautet, dass verglichen mit traditionellen Brennstoffen emissionsärmere Alternativen steuerlich besser gestellt werden sollen. Biosprit etwa wird heute höher besteuert als traditioneller. Das wird sich ab 2023 schon deshalb ändern, weil Biodiesel und Biobenzin kleinere Heizwerte haben als ihre fossilen Geschwister.

Aber vor allem Strom soll attraktiver für Elektroautos, aber zum Beispiel auch für Heizzwecke werden sowie industrielle Prozesse werden. Der EU-Mindeststeuersatz auf Elektrizität liegt derzeit bei einem Euro pro Megawattstunde für Kleinverbraucher und bei 50 Cent für kommerzielle. Ab 2023 soll er für beide 58 Cent betragen und in zehn Jahren auf voraussichtlich 67 Cent steigen. Wohlgemerkt: In Luxemburg liegt der mittlere Stromverbrauch eines Vierpersonenhaushalts bei vier Megawattstunden im Jahr. Die aktuellen Stromsteuern gehen hierzulande nicht über die EU-Minima hinaus.

Die Kommission selber scheint nicht davon auszugehen, dass die neuen Mindestsätze einen großen Klimaeffekt haben werden. Denn sie schätzt, bis 2035 seien damit voraussichtlich 1,6 Prozent weniger Emissionen zu erreichen. Das sieht nach nicht genug aus, um „fit für 55“ Prozent weniger schon bis 2030 zu werden. Gar nicht zu reden von dem Ziel *zero carbon* bis zum Jahr 2050, zu dem die EU sich verpflichtet hat und das, wie der Weltklimarat IPCC Anfang August in einem neuen Bericht hervorgehoben hat, unbedingt erreicht werden müsste, um dazu beizutragen, dass die Erderwärmung 1,5 Grad gegenüber der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht überschreitet (*dLand*, 6.8.2021).

Doch die EU-Kommission schlägt noch etwas vor: die Ausweitung des europaweiten Handels mit

CO₂-Emissionslizenzen auf den Gebäudebereich und auf den Straßenverkehr. Bisher fallen unter den Emissionshandel nur große CO₂-Verursacher. Gas- und Kohlkraftwerke etwa, Industrien wie die Metallurgie, die Zement- oder die Glasherstellung sowie die Luftfahrtbranche. Dabei muss die Emissionsmenge pro Anlage mit Emissionslizenzen abgedeckt sein. Ein Teil der Lizenzen wird frei vergeben, der andere wird versteigert. Die Zahl der EU-weit verfügbaren Lizenzen sinkt von Jahr zu Jahr. Wer nicht genug hat, kann sie von denen kaufen, die weniger CO₂ ausstoßen, als sie Lizenzen besitzen. Weil die CO₂-Preise im Emissionshandel steigen, stehen die Teilnehmer an dem System immer wieder vor der Frage, ob es für sie rentabler ist, in effizientere Anlagen und Prozesse zu investieren oder jedes Jahr Geld für Emissionsrechte auszugeben.

Vor allem der Emissionshandel auch für Gebäude und Transport, sofern er politisch durchsetzbar ist, dürfte die Preise für fossile Autokraftstoffe sowie für Öl und Gas zum Heizen in die Höhe treiben. Denn für die beiden Sektoren schwebt der EU-Kommission ein separater Emissionshandel vor. Weil beide Bereiche keiner internationalen Konkurrenz unterlägen, will sie für Gebäude und Transport keine Gratislizenzen zulassen, sondern alle sollten versteigert werden. Die Erlöse daraus sollten in den EU-Staaten zur Hälfte dazu dienen, soziale Verwerfungen zu verhindern.

Die scheinen vorprogrammiert. Zu den neuen Energiesteuersätzen schreibt die Kommission, dort neben den Heizwerten auch CO₂ einfließen zu lassen, hätte zu „substanziellen“ Preiserhöhungen geführt und wäre sozial problematisch gewesen. Aber der Emissionshandel für Transport und Gebäude wird es wahrscheinlich auch. Weil es „zu schwierig“ wäre, den Endverbrauchern Lizenzen zu geben und zu kontrollieren, wieviel Sprit sie tanken oder womit sie heizen, soll der Lizenzhandel „further upstream“ ansetzen, so die Kommission. Wo genau, beschreibt sie nicht so richtig. Aber ganz gleich wo das wäre, scheint ziemlich klar, dass sie die Kosten für CO₂-Lizenzen an die Verbraucher weitergereicht würden.

So dass die politische Diskussion sich demnächst vor allem am Thema Emissionshandel entzünden dürfte. Vor 20 Jahren, als das *Emission trading* für Kraftwerke oder Eisenhütten diskutiert wurde, bekamen die Unternehmerverbände erklärt, so ein marktbasierendes Instrument sei für ihre Mitglieder günstiger als CO₂-Steuern. Beim Emissionshandel für Transport und Gebäude aber würde sich die Frage stellen, ob sich in kurzer Zeit genug Alternativen zum Heizen mit Öl oder Gas und zum Fahren mit Diesel oder Benzin praktisch nutzen lassen. Und für wen sie erschwänglich sind und wer am Ende Kollateralschaden des Emissionsmarkts wird. Zum Beispiel, weil er oder sie als Mieter keinen Einfluss darauf nehmen konnte, dass der Vermieter eine alte Ölheizung einfach nicht ersetzen wollte. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Acht Vorschläge zur Erklärung

Die Stiftung Centre hospitalier Emile Mayrisch wird von den Schöffenräten von Esch-Alzette, Düdelingen und Differdingen sowie von Arcelor-Mittal kontrolliert. Sie beschloss, ihre drei Stadtkrankenhäuser zu einem zentralen *Südspidol* zusammenzulegen. 2016 beauftragte sie das österreichische Architektenbüro Albert Wimmer mit dem Bau. Die Auswahl des Architekten traf nach einer europaweiten Ausschreibung eine „unabhängige Jury“. Die Unabhängigkeit gewährleistet, dass niemand die Verantwortung für die Auswahl trägt.

Die Auswahl war eine millionenteure Fehlentscheidung. Vergangene Woche kündigte die Stiftung den Vertrag. Sie fühlte sich bei der Planung, Kostenberechnung und Bauüberwachung hintergangen. Darüber klagte am Freitag der Escher CSV-Bürgermeister und Stiftungspräsident Georges Mischo. Bis heute erhielt das Architektenbüro 14,4 Millionen Euro Honorar. Hinzu kommen nun die Kosten der Verzögerung, der Neuausschreibung und eines Schadenersatzprozesses.

Neben dem *Südspidol* in Esch plante das Architektenbüro Albert Wimmer das Nordkrankenhaus in Wien. Ein Bericht des österreichischen Rechnungshofs vom 14. Mai 2018 machte den Architekten verantwortlich für „mangelhafte Pläne“ (S. 13) und „Mängel bei der Bearbeitung von Mehrkostenforderungen“ (S. 47). Die Vorwürfe lauteten: „Den international ausgeschriebenem Architektenwettbewerb gewann ein SPÖ-naher Haus- und Hofarchitekt der Stadt Wien. Seine Ehefrau kandidierte bei den Gemeinderatswahlen für die SPÖ. Dass der Architekt, der zuvor noch nie ein Krankenhaus plante, 37 Mitbewerber als bester Spitals-Architekt aussticht, finden nicht nur Berufskollegen bemerkenswert“ (S. 163).

Die mehr als eine halbe Milliarde Euro für den Bau des Südspidols zahlt nicht die Stiftung, sondern die Allgemeinheit. Am 12. Juli 2018 bewilligten 60 von 60 Abgeordneten 433,5 Millionen Euro. Die restlichen 20 Prozent zahlt die Gesundheitskasse. Den Abgeordneten war die Unerfahrenheit und Unzuverlässigkeit des Architektenbüros bekannt. Schon einen Monat zuvor hatte das *Luxemburger Wort* auf den Bericht des österreichischen Rechnungshofs aufmerksam gemacht.

Dies bewog keinen Abgeordneten, einen Aufschub der Abstimmung zu beantragen

oder auch nur sich zu enthalten. Berichterstatterin und Gemeinderätin Taina Boffering (LSAP Esch) hoffte beiläufig, „dass mer keng esou eng Situatioun kréien“. LSAP-Gesundheitsministerin und Ex-Bürgermeisterin Lydia Mutsch (LSAP Esch) versicherte, „wierklech all Precautiounen“ getroffen zu haben und „all Garantië fir d'Zukunft“ zu besitzen. Marc Baum (Lénk Esch) wusste von „fundamental Ënnerscheeder“ zwischen dem Wiener und dem Escher Bauvorhaben. Gusty Graas (DP) wollte „net méi dorop zrëckkommen“. Für die CSV sprach Jean-Marie Halsdorf. Er ist seit 2019 Vizepräsident der Stiftung.

Der zweifelhafte Ruf des Architekten bewog keinen der 60 Abgeordneten, sich bei der Bewilligung der 433,5 Millionen auch nur zu enthalten

Weshalb stellten sich alle Abgeordneten, die Gesundheitsministerin, der Staatsrat, das Ärztekollegium und die Gesundheitskasse in nationaler Eintracht blind und taub? Wo sie sonst in der ständigen Angst leben, dass eine Arbeitslose oder ein Revis-Bezieher 2,20 Euro mehr bekommt, als ihnen zusteht?

Als Erklärungen kommen in Frage: 1. Die Solidarität von DP und Grünen mit dem Koalitionspartner LSAP. 2. Die große CSV/DP/LSAP/Grünen-Koalition der Stiftungsgemeinden. 3. Das Gleichgewicht des Schreckens zwischen Ärzte- und Krankenhauslobbys, Gesundheitsministerium und Sozialversicherung. 4. Der alle Clans einbindende 26-köpfige Verwaltungsrat der Stiftung. 5. Der nützliche Schein einer vom Staat ausgehaltenen Krankenhausautonomie. 6. Der politische Reflex, gegenüber kranken und gebrechlichen Wählerinnen großzügig zu erscheinen. 7. Paul Wurth Geprolux als Projektmanager des von Arcelor-Mittal kontrollierten Bauherrn. 8. „Parteien der Mitte“, für die Arme nur erfolglose Sozialschmarotzer und Wiener Architekten nur erfolgreiche Unternehmerpersönlichkeiten sein können. ● Romain Hilgert



Die derzeitigen drei Kliniken des Escher Stadt-

krankenhaus, werden wohl noch bis 2030 weiterbestehen

Le journaliste, le dramaturge et le djihadiste

France Clarinval

Quand le théâtre prend le relais du reportage pour obliger à la réflexion. Petz Bartz et Ian De Toffoli se complètent



Sans caméraman, Petz Bartz doit assurer l'image seul



C'est parfois au fixer de prendre des photos



L'interview de Steve Duarte est le temps fort du reportage

Il y a ce que le journaliste montre : la trajectoire *Vu Meespelt an den Jihad* (c'est le titre du reportage) de Steve Duarte, né au Luxembourg en février 1987 et de nationalité portugaise, parti en Syrie – « pour étudier la religion », selon ses dires – en 2014 et placé en détention par les forces kurdes à Baghouz en février 2019. Le reportage de Petz Bartz, avec l'interview, en luxembourgeois, du prisonnier a été diffusé sur RTL voilà deux ans, en septembre 2019.

Il y a ce que le dramaturge fait de cette histoire : une pièce documentaire à deux voix qui s'entrecroisent pour raconter le voyage du journaliste, le contexte géopolitique, la rencontre avec Duarte. Mais dans la pièce *Terres arides*, Ian De Toffoli élargit le débat. L'auteur demande où et comment juger ces Européens qui ont rejoint l'État islamique à des degrés divers, avec plus ou moins de sang sur les mains. Emprisonnés au milieu de nulle part, ils risquent une rapide exécution, sans véritable procès. Il n'a volontairement donné de nom ni au journaliste ni au prisonnier, « pour rendre le propos plus universel. » La première de la pièce, coproduite par le Théâtre de Centaure et le Kinneksbond, a eu lieu en janvier (*d'Land* 29.01.2021). Ce samedi, à la date symbolique du 11 septembre, elle sera reprise à l'Atelier, salle de concert qui invite le théâtre pour la première fois sur sa scène.

Petz Bartz et Ian De Toffoli se sont rencontrés dans un dîner, peu après la diffusion du reportage. L'auteur a recontacté le journaliste pour qu'il lui raconte tout le périple en vue d'écrire une pièce documentaire. « Ce récit me paraissait symbolique et emblématique de ce qui est arrivé dans beaucoup de pays d'Eu-

rope : des jeunes souvent au bas de l'échelle sociale, partent dans l'espoir d'une vie meilleure où ils ne seront plus les opprimés, mais ils feront partie des décideurs, des dominants. Ce qui m'a interpellé, c'est que même ce micro pays qu'est le Luxembourg, où on pense que tout va bien, ce malaise nous touche aussi. Il y a une fissure dans la belle image. »

Dans l'interview – qui n'est pas un interrogatoire ou un procès, qui se déroule sans avocat, mais en présence de deux membres des services secrets kurdes (qui ont enregistré l'entretien) – Duarte, comme d'autres prisonniers européens, se défend d'avoir mené des combats ou des exécutions. Les services kurdes, ainsi que leurs homologues portugais, considèrent cependant qu'il existe des preuves que Duarte a participé à une exécution à Mossoul, en Irak, en janvier 2016. La pièce nous informe « l'envie de réaliser ce reportage vient avant tout d'une certaine indignation dont est saisi le journaliste. Il se dit que même un combattant de Daesh, à 4 000 kilomètres du Luxembourg, (...) même lui a des droits que la politique et la justice ne peuvent pas simplement ignorer ».

Difficile pour le journaliste de communiquer ce message. Sa position lui impose de relater les faits, pas de les interpréter. « Les téléspectateurs sont intéressés par l'histoire de ce gars de Meispelt, mais pas par le fond de la question du sort des prisonniers », suppose le journaliste. « À l'inverse, dans la pièce, le voyage du reporter sert d'outil pour faire entendre ces questions », complète l'auteur. C'est dans la pièce que la réaction du ministre des Affaires étrangères est pointée du doigt : « dans un entretien donné à RTL en septembre 2019, il répond 'si on

rejoint les crétiens de l'EI, c'est comme si on se portait volontaire pour être gardien dans un camp de concentration'. En gros, ça veut dire : On ne peut rien pour ce type. Ou, autrement dit : Qu'on le laisse là-bas chez les Kurdes, c'est leur problème. Bon débarras, quoi. » « Le théâtre continue, là où le journalisme s'arrête », plaide Ian De Toffoli qui sait que son approche a fait débat : « Il y a eu beaucoup de réactions, beaucoup de discussions et ça m'importe que mon théâtre serve à ça ». Lors de la première, la ministre de la Justice était présente, même si c'était en tant que ministre de la Culture. « À la fin de la représentation, elle m'a dit 'tu as fait tes devoirs', façon de dire quelle devait maintenant faire les siens », se souvient l'auteur.

« Le théâtre continue là où le journalisme s'arrête »

Ian De Toffoli, écrivain

aussi parce qu'ils pourraient redevenir actifs s'ils venaient à être libéré ou à s'évader. Des cellules se reforment dans les villes du nord-est de la Syrie et en Irak et les armes sont toujours là. La situation sécuritaire s'est plutôt dégradée », nous informe le journaliste.

C'est pour cela qu'il est heureux de voir la scène s'emparer de son récit : « un reportage, ça n'a qu'un temps, c'est de la télé, où une actualité chasse l'autre. Le théâtre lui donne une nouvelle dimension et permet de relancer le débat, à chaque représentation. » Petz Bartz et Ian De Toffoli espèrent que la reprise de ce samedi sera l'occasion de remettre le sujet sur la table. « J'ai été déçu par le peu de suites après la diffusion du reportage. On sent les politiques gênés par ces questions, ils préfèrent mettre ça sous le tapis en se disant sans doute que ce n'est qu'une seule personne, qui a entre temps perdu son statut de résident luxembourgeois... » Quand il était sur place, les Kurdes lui avaient d'ailleurs confirmé qu'aucun officiel luxembourgeois, ni aucun avocat n'avait pris contact avec Steve Duarte. Ce qui n'est pourtant pas si difficile puisque le journaliste l'a fait.

« Je pense qu'il y a certaines craintes et que c'est pour cela que les choses n'avancent pas ou du moins qu'on ne communique pas sur le sujet. Il y a toujours un mandat d'arrêt contre Duarte qui permettrait de l'arrêter s'il sortait de sa prison. Ce qui n'est pas la même chose qu'une demande d'extradition. Mais s'il devait revenir au Luxembourg, si un procès pouvait s'y tenir, s'il était en cellule à Schrassig... Sommes nous capable de l'encastrer ? N'y a-t-il pas un risque qu'il soit la cible d'un commando pour venir le libérer ? Qu'il fasse du prosélytisme ? », avance Petz Bartz.

Il continue à s'intéresser au sujet et pense que l'on sous-estime la place qu'à encore l'État islamique. Il s'intéresse aux recruteurs, notamment en Belgique et en France qui sévissent encore, au sort des femmes et des enfants, mais aussi aux parents (il a eu l'occasion de parler, pas d'interviewer, avec la mère de Steve Duarte, un an après) de ceux qui sont partis, aux rapatriements dans certains pays... « Je n'ai pas d'agenda caché qui serait de le faire revenir au Luxembourg, mais je tiens à ce que la question continue à être posée. » Par rapport à d'autres reportages, d'autres dossiers, d'autres situations, il pointe « ce sont là des crises ponctuelles ou des situations qui évoluent, même si c'est sur des temps longs. Ici, ce sujet ce n'est pas de parler d'une crise en Syrie, mais d'une crise chez nous », conclut-il. ●

Reprise de *Terres arides* de Ian De Toffoli, avec Luc Schiltz, Pitt Simon, ce samedi 11 septembre à 20h à l'Atelier. Un débat suivra la représentation

Une seule balle, une seule prise

Les coulisses du voyage et du tournage de Petz Bartz sont évoquées dans la pièce qui revient sur la décision du journaliste d'y aller « quand même », quand la direction de RTL pointe les dangers (notamment d'être kidnappé) qui entourent ce projet et lui refuse son aval. Il nous précise : « en tant que journaliste indépendant, j'ai fait le choix d'assumer ces risques et de financer, comme une société de production, ce déplacement pour vendre ensuite le reportage. » A posteriori, le journaliste ne considère pas ce déplacement comme « le plus dangereux ou le plus difficile » – il a été sur des terrains plus exposés en Somalie, au Sud-Soudan ou en Afghanistan. « En me lançant, je n'ai pas vraiment pensé aux risques ou aux conséquences. Mais

j'ai travaillé pendant deux mois en amont pour prendre toutes les précautions possibles et blinder les préparatifs, notamment avec le fixer. »

Ne pouvant pas assumer pour d'autres, ni financièrement ni par rapport à la sécurité, Petz Bartz a décidé de partir seul, sans caméraman. Et c'était ça son plus grand défi. « Le plus difficile était de devoir gérer tous les aspects logistiques et techniques dans le contexte délicat de déplacements discrets, de rapidité d'action, de créneaux autorisés... qui ne ressemble en rien à un reportage au Luxembourg. » Il craignait plus de ne pas ramener les bonnes images que d'être pris pour cible : « Je n'aurais pas pu dire, je vais bien, mais je n'ai pas l'interview. »

Il utilise une métaphore militaire :

« Tu n'as qu'une balle, il faut bien viser. Autrement dit, on n'a qu'une chance, on ne peut pas refaire la prise. » Seul, on est plus vite déconcentré car on doit être attentif à plus de choses « il faut faire gaffe à tout, j'y pensais la nuit avant le tournage pour ne rien oublier. »

Quand tous les aspects sont bien préparés, le journaliste se dit « en mode automatique, sans penser à ce qui pourrait arriver ». Ce n'est qu'après, de retour en Irak qu'il a pu repenser aux moments difficiles, aux dangers rencontrés qui sont d'ailleurs racontés dans la pièce. « J'étais quand même un peu tremblant », se

« Depuis mon reportage, la situation n'a pas changé, si ce n'est que les prisons et leurs prisonniers ont été déplacés vers l'intérieur de la Syrie. Certains pays rapatrient les femmes et les enfants, parfois en leur retirant leur nationalité qu'ils ont en fait des apatrides. Mais le sort des hommes prisonniers n'est pas réglé et embête tout le monde », souligne Petz Bartz qui a eu des contacts avec son fixer (l'entremetteur, qui, sur place, a organisé et planifié le voyage, les moyens de transport, les lieux de séjour, les autorisations et les traductions), il y a à peine un mois. La perspective d'un tribunal international n'est plus évoquée, la région autonome kurde dans laquelle Duarte est détenu n'est pas reconnue internationalement comme un État. Ni le Luxembourg ni le Portugal, ni les autres pays européens n'ont donc de partenaire de négociation légal. « Les Kurdes se battent pour trouver une solution et la communauté internationale ne semble guère intéressée à en trouver une », dit la pièce. « Le sort de ces prisonniers devrait pourtant inquiéter l'Europe, d'un point de vue des droits humains d'abord, mais



Polestar 2

100% électrique

polestar.com



0 L/100KM | CO₂ : 0 G/KM



Sur le parvis Saint-Gilles à Bruxelles...

Capitale de résistance à la vaccination

Olivier Mukuna, Bruxelles

Bruxelles affiche un faible taux de vaccination anti-Covid. Dans le viseur : les quartiers pauvres et multiculturels qui seraient « réfractaires » aux vaccins. Étude à l'appui, le sociologue Renaud Maes réintroduit la complexité et pulvérise les stéréotypes

« On a travaillé avec les communes, les associations, les cultes, des influenceurs... Mais quand une communauté, pour des raisons religieuses ou de superstition, délivre des messages d'ignorance, c'est difficile à contrer. Et quand on voit les couillonnades que des personnes de niveau bac+5 écrivent sur *Facebook*, c'est effrayant ! » Cette saillie ne provient pas du poivrot du café du coin, mais de Rudi Vervoort (PS), ministre-président de la Région bruxelloise. Sans la nommer explicitement, le chef de l'exécutif régional a visé la communauté musulmane de Bruxelles pour expliquer, en partie, le déficit de couverture vaccinale de la capitale belge.

Et il n'est pas le seul : des politiciens concurrents, des médias et un caricaturistes de droite lui ont emboité le pas dans la désignation de cet *usual suspect*, jugé réfractaire à toute vaccination. « Il y a des poches de résistance dans de nombreuses communes

bruxelloises », résumait, fin août, Sabine Stordeer, la co-responsable de la *task force* vaccination du plat pays.

Étude sociologique

À l'évocation politico-médiatique de ce « coupable idéal », pauvre, non-blanc et souvent musulman, Renaud Maes a choisi de répondre par une étude sociologique. « On parlait énormément de certaines communes et quartiers [Molenbeek, Saint-Josse ou Schaerbeek] où la couverture vaccinale est très faible. J'ai voulu aller voir, chercher à comprendre le pourquoi, au-delà des commentaires qui me semblaient faciles ou caricaturaux », explique le sociologue belge. Enseignant à l'Université Libre de Bruxelles (ULB) et à celle de Saint-Louis (USLB), Renaud Maes est aussi le rédacteur en chef de *La Revue Nouvelle*. Une revue d'analyses sociopolitiques et socio-

conomiques dans laquelle sera publié un résumé de son étude sur la vaccination à Bruxelles.

« J'ai contacté près de 150 participants à mes enquêtes précédentes », poursuit le chercheur universitaire. « J'ai reçu une cinquantaine de pré-réponses et, finalement, 25 ont accepté de répondre à un entretien sur le sujet. » L'échantillon se compose de 18 garçons et de sept filles, âgés de 18 à 27 ans, habitant la commune de Molenbeek-Saint-Jean. D'origine marocaine, de culture et/ou de confession musulmane, aucun de ces 25 Belges n'était vacciné au moment de leurs entretiens avec Renaud Maes. « Je les suis depuis un peu plus de 5 ans ; ce qui m'a évité d'avoir à établir un lourd protocole de description des objets de l'enquête », précise le sociologue. « J'ai simplement commencé par leur demander s'ils étaient vaccinés ? Et si non, pourquoi ? Là-dessus s'engageait une discussion. C'était du semi-directif avec très peu de directif. »

Derrière la première couche

Après certains commentaires et questions sur l'efficacité des vaccins, la plupart des réponses ciblent... les médecins. « Ces jeunes que j'ai interrogés n'ont pas de médecin généraliste et sont dans une situation vraiment précaire », décrit Renaud Maes. « Avec des problèmes administratifs, de mutuelle, pour une part significative d'entre eux ; des problèmes de retard de paiement de factures d'hôpitaux pour d'autres. Ils ont un rapport avec les soins de santé qui consiste essentiellement à aller aux services d'urgence quand la douleur est intenable... »

Dans l'obligation de se soigner, ces jeunes ont surtout connu des médecins urgentistes ou des spécialistes hospitaliers. « Ils les perçoivent comme des gens voulant essentiellement leur extirper de l'argent », explique le sociologue. « Plusieurs ont connu l'expérience d'être jugé de façon assez dure par certains médecins. Que ce soit pour les jeunes filles, qui portent le foulard et témoignent de difficultés avec certains médecins, mais aussi pour les jeunes hommes. L'ensemble de l'échantillon considère qu'il y a un racisme qui s'est exprimé à leur égard ou des considérations déplacées. »

En décidant de se faire vacciner, ces jeunes craignent donc d'être maltraités et/ou « arnaqués ». Et le sociologue de reprendre les termes précis d'un argumentaire souvent exprimé : « On reçoit des factures de l'hôpital pour des soins qu'on n'a pas vraiment demandé ou avec des phrases qu'on ne comprend pas. Et ça nous met dans la merde, parce qu'on doit la payer cette facture ! » Pourtant, ajoute l'universitaire, « on a beau leur répéter que la vaccination est gratuite, ils ont très peur de se prendre de nouveaux ennuis administratifs et financiers ».

En troisième couche de discours surgit la question : « À quoi ça sert de se faire vacciner ? » Sachant qu'un des jeunes interrogés reporte depuis un certain temps une opération tandis qu'un autre parvient à vivre avec une rage de dents... « Dans la plupart des témoignages, on retrouve ce report de soins », constate Renaud Maes. « Et il est vrai que, lorsqu'on a pris l'habitude de reporter des soins de santé, la perspective de se faire vacciner semble aussi quelque chose de non essentiel. »

Une sorte de nihilisme

Enfin, plusieurs jeunes émettent une considération pour le moins bouleversante : « Si je venais à mourir du Covid-19, eh bien, finalement, ce serait un soulagement pour la société ou pour moi, ou pour les deux... » « C'est une sorte de nihilisme », regrette Renaud Maes. « Mais il faut bien comprendre que ces jeunes sont plongés dans des situations dramatiques d'un point de vue financier. Ils ont des dettes qu'ils n'arrivent pas à gérer ; des problèmes avec le CPAS – Centre public d'action sociale – comme la suspension de leur allocation. Ils vivent chez leurs parents et ça ne se passe pas bien, car ils sont trop âgés pour rester mais ne trouvent pas d'alternatives. »

Comme pour d'autres, la situation très précaire de ces jeunes a été aggravée par le confinement. « Ils se sont retrouvés coincés à la maison avec leurs parents avec qui les contacts sont tendus », poursuit le sociologue. « Plusieurs ont aussi perdu les occasions de décrocher l'un ou l'autre petit job temporaire. Bref, tous se sont retrouvés dans la misère la plus noire. Et ils ne sont pas prêts d'en sortir. C'est dans ce contexte que plusieurs estiment que, s'ils devaient disparaître après avoir attrapé la Covid : tant pis... En fait, ces jeunes subissent une pression folle pour continuer à survivre. »

Défiance envers le politique

La défiance de l'échantillon envers le monde politique est également une constante dans l'étude réalisée par Renaud Maes. Par exemple, cette double question dérangeante : « Ok, le gouvernement nous dit qu'on doit se vacciner mais qu'à-t-on fait pour nous ? Pourquoi devrions-nous aider la société alors qu'on n'arrive pas à s'en sortir ? ». Ou cette autre considération grinçante : « La seule mesure qui a été prise pour donner un peu d'air pendant le confinement, c'était d'autoriser le kayak ! » Pour mémoire, le 28 avril 2020, en plein confinement, l'ex-Première ministre Sophie Wilmès (MR) annonçait une seule concession à l'isolement imposé aux Belges : l'autorisation de pratiquer certains sports individuels à l'air libre, dès le 4 mai 2020. Concrètement : le tennis, l'athlétisme, la pêche et... le kayak.

« Cette allusion au kayak autorisé est revenue dans quatorze entretiens », souligne Renaud Maes. « C'est plus de la moitié des participants ! Il faut entendre ce que ça signifie : personne ne s'est soucié de ce qu'il leur arrivait, à eux qui n'ont pas les moyens de faire du kayak ! C'est un fait que, durant le confinement, personne ne s'est soucié de leur sort. Et, de ce fait, ils se retrouvent aujourd'hui dans des situations encore plus difficiles. Dans mes récents échanges avec eux au sujet de la couverture vaccinale, ils ont désormais le sentiment qu'on vient leur faire la morale en les désignant comme des mauvais citoyens. Bref, qu'on en rajoute une couche contre eux. »

Le dessin raciste du *Vif-l'Express*

En publiant, le 27 août, une caricature raciste, l'hebdo belge le *Vif-l'Express* n'est pas allé à contre-courant du « sentiment » partagé par les 25 jeunes interrogés. Pour illustrer le faible taux de vaccination dans les communes défavorisées de Bruxelles, le dessinateur du *Vif*, Nicolas Vadot, a commis un dessin qui a déclenché une vive polémique sur les réseaux sociaux. On y voit le ministre-président bruxellois, Rudi Vervoort, et son ministre de la Santé, Alain Maron (Écolo), faire du porte-à-porte dans une rue sale et étroite, censée appartenir à un quartier pauvre de Bruxelles. Graffitis, vitre brisée, murs fissurés, ordures et flaque d'urine sur le trottoir. Le décor est planté... avec l'Atomium en toile de fond. Sur le palier d'une maison délabrée, deux habitants : un père barbu, habillé en djellaba, babouches aux pieds, et son fils à ses côtés. Ils regardent, éberlués, les deux politiciens bruxellois leur demander : « Connaissez-vous la vaccination contre la Covid-19 ? ». Une voix, qu'on devine être celle de la mère de famille, sort de la maison et demande : « Qui c'est ? ». Et le père de répondre : « Aucune idée. Les témoins de Jéhovah ? »

Pour Renaud Maes, ce dessin de Vadot « emprunte toute la grammaire de la satire d'extrême-droite ». Le sociologue ajoute : « Lorsque cette caricature raciste a circulé sur les réseaux sociaux, certains jeunes que j'ai interrogés ont fait une vidéo *Tik Tok* là-dessus... Cette image négative d'eux-mêmes, qui leur est publiquement renvoyée, les poussent d'autant moins à aller se faire vacciner. Ils ont juste l'impression que c'est eux contre l'État ; eux contre la presse ; eux contre les médecins. Ils vivent l'impression d'un décrochage et d'être stigmatisés. »

Pourquoi se faire vacciner pour une société qui nous exclut ? Une étude sociologique révèle les questionnements des antivax

Chercher les autres facteurs d'explication

Selon le calendrier vaccinal belge, les jeunes (18-25 ans) ont été le dernier groupe appelé à la vaccination. Pour le sociologue, il s'agit là d'un des facteurs d'explication du déficit vaccinal bruxellois. « Une partie des chiffres qu'on a pointés, en estimant que c'était la preuve que ces communautés refusent le vaccin, sont explicables par le fait que, par exemple, la moyenne d'âge du quartier historique de Molenbeek est très basse. Il est donc logique qu'il y ait dans cette commune moins de personnes vaccinées que dans les quartiers huppés de Woluwe où la moyenne d'âge est très élevée. C'est une première chose qu'il faut rappeler avant de stigmatiser qui que ce soit : les différences de données démographiques expliquent, en grande partie, les différences de taux de vaccination. »

Pour Renaud Maes, il n'y a pas non plus de problème d'information ou un manque de pédagogie autour de la vaccination. « S'il y a un peu d'intox qui circule, je n'ai pas l'impression que ce soit plus significatif parmi ces jeunes que parmi mes collègues d'Université dont une partie relaie aussi des éléments de la propagande anti-vaccins. À partir de là, il me semble qu'il faut chercher les explications du déficit vaccinal bruxellois ailleurs que dans une problématique pure de circulation d'infos ou d'un manque de compréhension ».

Et le sociologue d'en conclure : « Mon étude n'explique pas le faible taux de vaccination dans des milieux plus bourgeois ; elle n'explique pas non plus que la moyenne globale de vaccination sur les 19 communes bruxelloises soit très basse. Il reste encore plusieurs facteurs d'explication à mettre en lumière et qui sont liés aux groupes sociologiques. »

Rencontres, respect et aide administrative

Au lieu de stigmatiser sur la base de stéréotypes et/ou d'une lecture erronée des chiffres, le sociologue préconise d'aller à la rencontre des jeunes bruxellois qui refusent de se faire vacciner. « Il faut s'adresser à de plus petites structures, à des interlocuteurs de première ligne, qui ont une légitimité auprès de ces jeunes, comme certains animateurs de quartier, des travailleurs sociaux ou même des policiers de quartier », enchaîne Renaud Maes. « Ces personnes-là sont des personnes-clés en qui ils ont confiance et avec lesquelles il faut travailler. Au lieu d'improviser une campagne de com' où on descend dans les quartiers avec un vaccibus sans, préalablement, avoir utilisé ce qu'il reste du tissu social dans la commune ».

Pour inciter ces jeunes à se faire vacciner, il faudrait pouvoir leur garantir qu'aucun lien ne sera fait avec leur situation de détresse sociale et financière. « Ou leur proposer des moyens pour la remettre en ordre », rectifie Renaud Maes. « Ce qui est, à terme, la solution la plus viable en passant par une aide administrative. Cela nécessite aussi de repenser, de manière assez importante, le travail social et la question de l'accès aux soins de santé dans les quartiers pauvres de Bruxelles. C'est un vrai enjeu ! » ●

... le Impfbus belge



Crépuscule d'un romantisme bancaire

Pierre Sorlut

L'établissement de crédit centenaire Fortuna, l'une des dernières banques au capital luxembourgeois, a échoué deux fois à changer de mains. Elle s'est offert un répit en vendant le siège. Mais pour combien de temps ?

L'information est inscrite en bas d'une des dernières pages du site internet de Fortuna. Au pied de l'onglet « cent ans de tradition locale », apparaît la mise à jour de l'événement phare de l'an 2020, celui du centenaire, la signature d'un accord stratégique avec le Groupe (inconnu du grand public) Chenavari, « un tournant dans l'histoire et le développement de Fortuna Banque ». Mais il tombe à l'eau. Voilà l'actualité de cet été 2021. « D'un commun accord, les associés de Fortuna Banque s.c. et Chenavari Investment Managers ont décidé de résilier le contrat qu'ils avaient conclu pour la reprise de la banque ». Les fiancés se sépareraient en bons termes, sans exclure « la réalisation prochaine d'autres opérations de rapprochement pour assurer leur développement respectif ». Le mariage paraissait contre-nature : une banque à papa opérant quasi-exclusivement dans le crédit hypothécaire avec un *hedge fund* assis entre Londres et Luxembourg. Chenavari gère des milliards d'euros de produits dérivés, notamment des *Asset Backed Securities*, des titres adossés à de la dette. Le groupe dirigé par Loïc Féry (qui est actionnaire à titre personnel du club de football de Lorient) a acheté en 2013 Buy Way, un prestataire de crédit à la consommation opérant entre autres au Grand-Duché avec les cartes de crédit des grandes surfaces. Ces instruments de paiement distribués chez Cactus, Hifi, Auchan ou Möbel Alvisse (*d'Land*, 25.07.2014) affichent des taux d'intérêts annuels effectifs globaux entre onze et 17 pour cent. Cette dette est ensuite titrisée dans des fonds d'investissement... distribués via les banques. Ces produits financiers hardcore diffèrent grandement de ceux fournis par la cible de Chenavari, mais la fin justifiait le moyen.

Selon les informations du *Land*, l'alliance a achoppé à cause du peu de clarté apporté au régulateur (la Commission de surveillance du secteur financier) sur les bénéficiaires économiques du groupe basé à Londres. Selon le registre des bénéficiaires effectifs, Chenavari Investment Managers est capitalisée à 70 pour cent par Loïc Féry et Frédéric Couderc, adjoint à la direction. Les titulaires des trente pour cent restants sont inconnus. Et, surtout, la société approuvée comme AIFM par la CSSF en 2015 a pour maison mère une entité, Chenavari Investment Managers Holdings Limited, domiciliée aux Îles Caïmans où les flux financiers sont moins cristallins que les eaux de baignade. Délicat de laisser partir une licence bancaire sans certitude sur les personnes au bout des flux financiers. Depuis son arrivée à la tête de la CSSF en 2015, Claude Marx martèle que le risque de blanchiment a remplacé le risque fiscal et que les clients originaires des pays tiers à l'UE, où les impératifs de transparence sont moindres, devaient être surveillés avec attention.

« Der neue Eigentümer pass zu uns », titrait le *Wort* en 2020 au sujet du repreneur potentiel Chenavari via un entretien avec le directeur de Fortuna Jerry Grbic. « Fortuna Bank wechselt Besitzer », avait titré le quotidien de Gasperich (depuis cet été à Howald) en 2018, cette fois en référence au rachat par Bank of Beirut, une procédure avortée durant la crise financière libanaise. C'est la deuxième fois en deux ans que l'établissement bancaire logé sur le boulevard de la Pétrusse rate le coche pour sauver sa peau. Les comptes de Fortuna sont dans le rouge : perte de 1,6 million d'euros en 2019, 700 000 en 2020. Les exercices à un demi-million de bénéfice connus depuis le début des années 2000 passent aux oubliettes. La crise des subprimes (dont les origines tiennent justement à une mauvaise gestion des risques liés aux titres adossés à des actifs) et les réglementations bancaires mises en place en réaction ont beaucoup coûté aux banques. Il en va de même pour l'environnement de taux. Les dépôts coûtent dorénavant aux instituts bancaires alors qu'ils leurs rapportaient de l'argent voilà quelques années. Il faut multiplier les crédits pour faire du blé, atteindre la fameuse masse critique. Mais avec 250 millions d'euros et 29 employés, Fortuna, société coopérative, relève aujourd'hui d'un romantisme bancaire dont on constate le crépuscule avec une consolidation du marché toujours en cours. La banque est acculée. La refonte du système d'information a nécessité de casser la tirelire. Si bien que le ratio de solvabilité a inquiété le régulateur. Des prêts subordonnés ont été souscrits pour renflouer les fonds propres, notamment un de deux millions d'euros auprès de Chenavari. Mais il a quand même fallu se résoudre à la vente des bijoux de famille, les deux immeubles acquis en 1930 et 1962 sur le

boulevard de la Pétrusse. Les millions de la vente (le montant nous est inconnu) offrent de la sérénité à la direction. La société Platinum Realty des promoteurs Miloud et Jamal Akdime, actifs sur le marché luxembourgeois, ont racheté les emblématiques bureaux sur le plateau Bourbon, derrière l'ancien siège de l'Arbed.

La banque des ouvriers catholiques n'est pas rachetée par un hedge fund et espère trouver un repreneur d'ici la fin de l'année

La sidérurgie a fourni à Fortuna ses premiers coopérateurs au début du XX^e siècle et notamment l'un de ses fondateurs Jean-Baptiste Rock. Ce salarié de l'Arbed s'était associé au notaire Edmond Reiffers, ainsi qu'aux avocats Hubert Loutsch, Aloyse Hentgen et Alphonse Bervard, pour fédérer les mutuelles d'épargne alimentées par les associations catholiques des zones rurales et industrielles. Cette alliance de membres du parti de la droite, ancêtre du CSV, était « l'expression de la volonté de se positionner dans le domaine économique et financier en face des libéraux qui sont présentés comme les représentants du grand capital étranger qui domine la sidérurgie », écrit l'historien Paul Zahren dans son ouvrage sur les cent ans de l'assurance La Luxembourgeoise, née en même temps que Fortuna et avec pratiquement les mêmes fondateurs. Quand La Luxembourgeoise tenait à une mutualisation du risque pour propriétaires fonciers et entrepreneurs, Fortuna devait permettre aux petites

gens (qui deviendront la classe moyenne) de faire fructifier leur épargne puis d'accéder à la propriété de leur logement. La collecte de l'épargne s'est appuyée sur les prêches à l'église vantant le placement en banque (en lieu et place du bas-de-laine). Les plus vieux registres de coopérateurs publiés sur Luxembourg Business Registers, ceux de 1972, dé-

voient les professions des sociétaires et recèlent de curés (figurent aussi des fabriques d'église et des associations chrétiennes). Ils côtoient les employés des CFL, les boulangers, les peintres... des professions manuelles et de bureau en somme. Ces mutuelles d'épargne ont permis la démocratisation des services financiers, ici autour de la

religion chrétienne avec, aussi, un lien syndical. Jean-Baptiste Rock, fondateur de Fortuna, a été le premier secrétaire général du LCGB (Lëtzeburger Chrëschtliche Gewerkschaftsbond), mouvement des ouvriers catholiques qui « se sentaient marginalisés » au début des années 1920 et à l'époque des grandes grèves, comme l'écrit Paul Zahren, face à la syndicalisation socialiste.

L'historien du C2DH insiste en outre sur ce patriotisme qui « se conjugue avec la volonté de bâtir un capitalisme national, c'est-à-dire un tissu d'entreprises dans lesquelles le capital autochtone serait prédominant », pour œuvrer dans l'intérêt du pays et de sa nation. Entretemps, la sidérurgie a cédé aux sirènes du capital étranger avec la reprise en main d'Arcelor (ex-Arbed) par la famille d'origine indienne Mittal en 2006. Les banques luxembourgeoises aux capitaux privés tout autant. BGL (de tendance libérale) est majoritairement française (après avoir été belge). Banque internationale à Luxembourg (BIL) principalement chinoise après avoir été qatarie.

Le sort de Fortuna a tenu à des familles. Les Rock d'abord avec de Bättchen, leader syndical, déporté puis député après la Deuxième Guerre mondiale. Puis d'autres patronymes connus comme les Molitor, les Rollinger, les Felten ou les Wolter, certaines plaçant leur rejeton à la tête de l'établissement. Mais un vieillissement de la clientèle et la baisse de la rentabilité ont érodé les croyances en l'avenir de la banque et certaines familles ont manifesté leur désir de vendre, parfois jusqu'à générer des tensions. Les principaux détenteurs de parts sont aujourd'hui André Wilwert, 9,99 pour cent, Carlo Rock, 8,82 pour cent et Patrick Losch, 6,52 pour cent puis Jacques Wolter avec 4,77 pour cent. Carlo Rock est le petit-fils du fondateur Jean-Baptiste et fils de Lucien qui a présidé la banque. André Wilwert, ami de la famille de Flavio Becca (il figure à plusieurs conseils de sociétés du promoteur) est entré dans les années 2000 dans le capital. Aujourd'hui, Fortuna discute avec plusieurs « partenaires potentiels », fait savoir sa direction, extrêmement chiche en informations. Elle indique tout de même souhaiter « trouver un accord d'ici la fin de l'année ». La BCEE, dans la shortlist établie par Deloitte en 2018 avec Bank of Beirut et Chenavari, assure ne pas être en négociation. La BIL ne fait « pas de commentaire » ●

Les locaux de Fortuna ont été vendus à la société Platinum Realty de Miloud et Jamal Akdime



Couverture du rapport annuel





À Stadtbredimus, le remembrement s'est achevé cette année au printemps

Remembrements, toute une histoire

Erwan Nonet

On en apprend énormément sur la Moselle et ses vignerons en s'intéressant aux remembrements. On comprend aussi qu'en cinquante ans de viticulture, tout (ou presque) a changé

En évoquant les remembrements avec ceux qui les ont vécus, il y a parfois près d'un demi-siècle, on ouvre un gros livre sur la vie des villages et de leurs habitants. L'histoire de la ruralité n'est pas celles des puissants, mais elle est autrement plus sensible. Quand on dit que le vin est le sang de la vigne, ce n'est pas qu'une image.

Revivre les remembrements qui ont eu lieu sur la Moselle ces dernières décennies, c'est aussi mettre le doigt sur l'évolution du métier de vigneron. Il y a cinquante ans, on ne jurait que par le progrès technique : on remembrait pour pouvoir enfin passer entre les rangs en tracteurs et laisser les chevaux à l'écurie. Toute autre considération était futile. La nature, la notion de terroir n'étaient que des concepts vaporeux. Aujourd'hui, au contraire, les vignerons parviennent à imposer leurs points de vue pour limiter l'impact des travaux au strict nécessaire, quitte à se mettre à dos les services de l'État dont les envies, parfois, semblent déconnectées de la réalité du terrain. Désormais, les vignerons veulent bien réarranger leurs parcelles difficiles, mais pas à n'importe quel prix. Les derniers remembrements illustrent ce qu'est devenu le Luxembourg viticole : un territoire où les vignerons ont compris qu'il n'y a pas d'autre salut possible que celui de la production de vins de haute qualité. Entrons dans cette histoire.

Si vous tombez sur des photos des années 1970 des alentours du village de Ahn (commune de Wormeldange), il y a de grandes choses que vous tombiez des nues. D'énormes engins de chantier déplacent des montagnes de terre. C'est à la règle que les nouvelles pentes sont tracées, les reliefs sont complètement effacés. Le paysage est redessiné de façon brutale, féroce. Le lieu est sacrifié sans aucun état d'âme. Pourtant, de l'avis de tous, remembrer les terres situées entre Wormeldange (au sud) et Machtum (au nord), était une nécessité. « Sans ça, on n'aurait pas continué à travailler, assure le Wormeldangeois Ern Schumacher (domaine Schumacher-Lethal), Président des vignerons indépendants. Les parcelles étaient extrêmement morcelées, il n'y avait pas assez de chemins... Pendant les vendanges, quand j'étais jeune, il fallait porter les raisins jusqu'à la route, en bas, c'était vraiment dur ! » C'était il y a cinquante ans, pas si loin donc. Mais un temps où il n'y avait pas de tracteur. « À l'époque, les vignerons étaient tous fermiers, se souvient-il. Nous avions aussi 25 cochons, trois vaches, cinq veaux et

un cheval. Ce n'est qu'en 1974, pendant le remembrement, que mon père a décidé de se consacrer uniquement à la vigne. Moi, je me suis marié un an plus tard et, comme beaucoup d'autres fils de vignerons, je suis allé travailler chez Dupont, à Contern. Nous n'avions pas le choix, une exploitation ne permettait pas de faire vivre deux familles. Je suis revenu à la vigne quand mon père est parti en retraite, neuf ans plus tard. »

Ce remembrement, si invasif qu'il fût, était généralement bien perçu par les vignerons. Promesse d'un travail plus facile grâce à la mécanisation, il laissait augurer (à raison) l'espoir de meilleurs revenus. La Moselle, rurale, ne roulait pas sur l'or et les jeunes, notamment, voyaient enfin là l'occasion de pérenniser une activité qui ne tenait plus que par un fil. Néanmoins, quelques voix se sont levées contre la façon dont le chantier a été menée. Parmi elles, celle de Léon Schmit, le père d'Armand qui vient de passer la main à ses deux fils Nicolas et Mathieu (domaine Schmit-Fohl, à Ahn, désormais en bio). « À l'époque, ni l'État ni les vignerons se savaient écrire le mot écologie. On ne pensait pas à ça, seulement à rendre le vignoble économiquement viable. Pourtant, les anciens savaient que ce qui était en train de faire n'était pas bien. »

Dégoûté autant par la façon dont se menait le remembrement que par les petites guerres intestines au sein du comité qui accatait la redistribution des parcelles, Léon Schmit est allé jusqu'au tribunal. Avec une poignée de collègues, ils ont obtenu gain de cause. Le juge a estimé que les plaignants avaient été lésés et il a imposé au comité de revoir sa copie. « Le côté humain avait été complètement occulté alors que, finalement, il était prépondérant, souligne Armand Schmit. Dans un village comme Ahn, il y a pratiquement des vignerons dans toutes les maisons. Lorsque l'on rase les vignes autour, cela bouleverse forcément la vie des habitants. » Il se souvient, par exemple, que la moitié des vignes travaillées par son père ont été remembrées au même moment. « Cela veut dire que la famille perdait la moitié de ses revenus. » Pour combler une partie des pertes, Léon Schmit a dû planter du rivaner à l'arrière de la vallée, à Dreibern, dans un champ où il faisait pousser du blé. « Il avait six enfants à nourrir... ». Le remembrement s'est alors imposé comme le sujet de conversation obligé. « Après la guerre, on ne parlait que la guerre et pendant le remembrement, on ne parlait que du remembrement », sourit Armand Schmit.

L'impact des travaux s'est ressenti jusque dans la qualité des vins. Il faut dire que lorsqu'on importe alors des quantités de terre venue d'on ne sait trop où pour boucher les dépressions naturelles du terrain, la notion de terroir et de qualité des sols en prend un coup. « Aujourd'hui, la nature a digéré le remembrement, estime Armand Schmit. Mais il a fallu du temps, pas loin d'une génération... »

Depuis, tout a vraiment changé. Pourquoi ? Parce que de plus en plus de vignerons misent sur une viticulture de précision, où chaque détail compte pour parvenir au meilleur résultat. Le remembrement de Stadtbredimus, dont la procédure a été lancée en 1999, s'est clôturé en ce début d'année. Il en est un très bon exemple. Au départ, quelques vignerons avaient demandé l'ouverture du dossier, un projet adoubé par la commune qui voyait là la possibilité de refaire les chemins ruraux aux frais de l'État. Mais lorsque l'Office national du remembrement (ONR) livre son projet, c'est le tollé chez une grande partie des producteurs qui travaillent ces terres. Trop invasif, sans nuances : le dossier fait peur d'autant que la législation est bien étrange. Lors du vote décisif qui décide la mise en route du projet, tous les propriétaires absents sont considérés comme donnant leur accord. Ce qui fait qu'à Stadtbredimus, le « oui » l'emporte d'une courte tête.

Les opposants se mettent alors en ordre de bataille avec une idée en tête : puisque le remembrement est acté, autant diriger les tractopelles. Jean-Marie Vesque (domaine Cep d'Or, à Hëttermillen) prend la présidence d'un comité surprenant au sein duquel quatre membres sur cinq ont voté contre ! « Tout le monde a dû nous écouter et, après beaucoup de discussions, nous avons trouvé un compromis convenable. Il y a une grande différence entre le projet initial et ce qui a finalement été réalisé. » Le remembrement a eu lieu, mais le terrain n'a pas été complètement bouleversé. Les parcelles qui n'avaient pas besoin d'être modifiées n'ont pas été touchées. Les travaux se sont essentiellement concentrés sur les pentes les plus abruptes où 4,6 hectares ont été aménagés en terrasses soutenues par des murs en pierres sèches ou des filets en fibre de coco. La mobilisation des vignerons a payé. Les terrasses structurent le paysage et évitent les à-plats qui ennuient le regard, comme du côté de Ahn. Moins maltraités (bien que les travaux aient été impressionnants), les sols cicatriseront plus vite. « Il est

évident que le remembrement de Stadtbredimus a été bien mené, reconnaît Ern Schumacher. Avec le recul, on se dit que l'on aurait dû faire pareil chez nous... »

Le dernier exemple en date est également parlant. En 2018, un vigneron a demandé l'ouverture d'une procédure de remembrement à Wintrange, sur les pentes du Felsberg, cette colline aux pentes sèches qui surplombent les étangs de Remerschen. Or il s'avère que ce terroir très qualitatif est déjà plutôt bien agencé... « Au départ, on nous a dit que le projet englobait toutes les vignes même si, finalement, on ne nous a jamais montré les plans », avance Frank Schumacher (domaine Schumacher-Knepper, à Wintrange), qui possède huit hectares ici. Un remembrement pas nécessaire serait un manque à gagner dramatique pour l'entreprise : « l'État dédommage les vignerons pendant les travaux mais au prix du kilo de raisin, pas de la bouteille, et cela fait une sacrée différence, surtout lorsque l'on se trouve sur un terroir bien valorisé comme le Felsberg. » Lorsque l'on sait que l'on ne peut produire du vin que trois années après avoir planté et que la vigne ne trouve son rythme qu'après une petite décennie, cela pose problème.



Tous les nouveaux projets doivent être validés par le ministère de l'Environnement qui exige la présence de biotopes spécifiques et la préservation de niches écologiques



« Avec d'autres vignerons, nous avons mis un peu de pression dans les réunions et, finalement, l'Office national du remembrement a compris que le « non » l'emporterait et a décidé de revenir en arrière », rappelle Frank Schumacher. Il y aura bien y avoir une zone remembrée, mais elle fait consensus. Il s'agit d'un petit secteur d'1,5 hectare à l'arrière de la colline, non seulement difficile à travailler, mais sujet à des glissements de terrain. La route goudronnée y est d'ailleurs fendue sur des dizaines de mètres. « La dernière réunion a eu lieu il y a deux mois et, pour moi, maintenant, le projet est bon. » La planification est en cours et le début du chantier est prévu pour 2024.

Ces trois exemples montrent bien l'évolution des réflexions luxembourgeoises autour de la notion de terroir, fondamentale lorsque l'on parle de vin. Désormais, tous les nouveaux projets doivent, par exemple, être validés par le ministère de l'Environnement qui exige la présence de biotopes particuliers et la préservation des niches écologiques (haies, bosquets...). Pour la majorité des vignerons, il est clair que la vigne fait partie d'un écosystème dont toutes les composantes sont à protéger. Néanmoins, personne n'est à l'abri de mauvaises surprises... Remodeler un terrain est une entreprise complexe qui ne se passe pas toujours bien. Le week-end du 10 juillet dernier, sur le Kreitzberg (Remerschen) un glissement de terrain a emporté 25 ares de vignes sur plusieurs dizaines de mètres. La faute à qui ? Aux pluies massives, certes, mais aussi à la qualité des travaux menés lors du remembrement réalisé une dizaine d'années plus tôt. Presque tous les cepus perdus appartenaient à Henri Ruppert (domaine Henri Ruppert, à Schengen) qui y produisait son meilleur pinot noir. Un manque à gagner qu'il estime à 25 000 euros chaque année de non-production. « Lorsque tout sera réparé, je serai pratiquement en retraite... », souffle le vigneron.

Ce qui s'est passé ici au début de l'été, le vigneron le voyait venir depuis longtemps. « La vigne au-dessus bouge depuis 2018, on sait depuis toujours que ce terroir est sujet aux glissements de terrain. C'est même pour cela qu'il a été remembré. Si cela n'avait pas été fait, il n'y aurait que des friches maintenant. À plusieurs endroits, lors du remembrement, les pelles mécaniques ont cassé la couche d'argile qui se trouve sous la terre arable pour disposer de grosses pierres qui facilitent le drainage de l'eau. Malheureusement, ça n'avait pas été fait partout. Et pas sous ma vigne... ». L'eau en coulant sur le sommet de cette couche imperméable, a emporté la terre avec elle.

On le voit, un remembrement est une entreprise qui dépasse de loin le cadre d'un simple chantier. Il impacte la nature, mais aussi la vie des hommes. Contrairement à l'agriculture classique, la viticulture évolue sur un temps long. Les vignerons ont coutume de dire que lorsqu'ils plantent une vigne, c'est pour leurs enfants. Lorsque l'on remembre, c'est pour bien plus longtemps encore.

Un remembrement ? Une petite histoire pour les historiens, mais une montagne pour ceux qui le vivent. ●

Les fractures du télétravail

Georges Canto

Le recours au travail depuis la maison dépend de la structure économique d'un pays, de sa culture ou du niveau de qualification. Les disparités sont accentuées par la pandémie

Il n'est pas exagéré de dire que le télétravail a sauvé l'économie mondiale pendant la pandémie de Covid-19. Bien qu'il ne puisse pas être pratiqué dans tous les secteurs ou par tous les salariés, et qu'il soit très inégal selon les pays, son extension à partir de mars 2020 a donné aux entreprises et aux administrations la possibilité de continuer à fonctionner, permettant ainsi d'amortir le choc économique des *lockdowns* et autres restrictions. La fin de l'été 2021 devait être l'occasion, malgré les incertitudes d'une situation sanitaire marquée par l'irruption régulière de nouveaux variants du virus, d'un retour au bureau plus significatif que celui connu depuis que les confinements stricts ont disparu. C'est effectivement le cas dans la plupart des pays en Europe, grâce notamment aux progrès de la vaccination. Le 31 août, la présidente de la Commission européenne Ursula von der Leyen annonçait que 70 pour cent des adultes de l'UE bénéficiaient d'une couverture vaccinale complète. Mais la situation sanitaire des États-Unis retardera le mouvement de quelques mois.

Il existe peu de statistiques officielles récentes sur le télétravail. Après une profusion de données au début de la pandémie, faciles à collecter à cause des confinements, elles sont devenues progressivement plus rares en raison de la variété des pratiques constatées à partir de l'été 2020. Ainsi au Luxembourg, on a pu déterminer que 69 pour cent des salariés ont télétravaillé au plus fort de la crise (48 pour cent dans l'UE 27, selon Eurostat) et 52 pour cent au second semestre 2020 mais l'étiage actuel est difficile à déterminer. La structure de l'économie luxembourgeoise, avec un poids important du secteur financier, et celle de l'emploi, avec un pourcentage élevé de cadres, est propice au télétravail. Celui-ci y était d'ailleurs déjà plus répandu que dans le reste de l'Europe avant la pandémie et y augmentait rapidement, le pourcentage de télétravailleurs passant de sept pour cent en 2010 à vingt pour cent en 2019. Selon le Becker Friedman Institute de Chicago, le Luxembourg est l'un des pays ayant le plus grand pourcentage de postes « télé-travaillables » (53 pour cent contre 42 en Belgique, 38 en France et 37 en Allemagne). De ce fait l'hypothèse « en vitesse de croisière » de quarante à cinquante pour cent de télétravailleurs réguliers en 2021 est vraisemblable.

Sous l'effet des confinements du printemps 2020, le nombre d'heures travaillées a baissé dans tous les pays de l'UE l'année dernière, mais le télétravail a permis de limiter les dégâts. Les pays méditerranéens ont été les plus impactés en raison des effets de la pandémie sur leur secteur touristique. Ainsi, la baisse a été de 11,2 pour cent en Grèce. Au Luxembourg elle s'est limitée à 3,3 pour cent. Au Grand-Duché la valeur ajoutée brute (VAB) est restée quasiment stable avec une baisse de 0,7 pour cent, deuxième meilleure performance de l'UE où la réduction de l'activité a été de 6,1 pour cent en moyenne. En l'espace de quelques mois, le télétravail a fait son trou et il existe même une frange de la population qui souhaiterait son maintien à cent pour cent du temps.

Mais comme le télétravail a aussi montré ses limites, aussi bien pour les salariés que pour les employeurs, le full remote ne sera pas la formule-clé de l'après-Covid, car hors confinements elle est restée très limitée. Les entreprises penchent dans leur grande majorité pour une formule hybride. En

France, l'association des directeurs de ressources humaines (ANDRH) leur a conseillé d'opter pour deux jours par semaine en télétravail et trois jours sur site « pour maintenir le collectif », mais nul ne sait quelles seront dans quelques mois les parts relatives des deux options d'autant que les sondages auprès des salariés montrent leur écrasante préférence pour un télétravail « à la carte ». Selon une étude de JLL réalisée en mars 2021 sur 3 300 personnes dans le monde, les sondés déclaraient vouloir télétravailler en moyenne 2,1 jours par semaine (contre 2,4 en octobre 2020). Par ailleurs, cette

En vitesse de croisière, plus de la moitié des salariés luxembourgeois pourrait télétravailler

solution ne pourra s'appliquer, par essence, qu'à des postes télétravaillables, qui, s'ils sont plus nombreux qu'on ne le pensait avant la crise, ne sont pas non plus la majorité. De ce fait, il est certain que le « retour choisi » sur les sites de travail se traduira par de nombreuses disparités dont les conséquences sont potentiellement délétères.

La première fracture, déjà bien visible, est d'ordre sectoriel. Dans certaines activités la présence du personnel est obligatoire afin d'assurer la production de biens et services. À l'inverse, il existe des secteurs pour lesquels la présence physique sur le lieu de travail est moins importante. Une typologie en trois groupes peut être établie en fonction de la capacité à télétravailler. Au sommet figurent les secteurs fortement télétravaillables : au moins un emploi sur deux est concerné. Il s'agit des activités liées à l'information et de la communication, de la banque et de l'assurance ou de l'éducation. Viennent ensuite les secteurs où entre un tiers et la moitié des emplois sont propices au télétravail. Il s'agit des services administratifs, de l'immobilier et de secteurs tels que les arts, spectacles et activités récréatives. En bas de l'échelle se trouvent les secteurs faiblement télétravaillables où moins d'un emploi sur trois peut être exercé à distance. Or cette catégorie est importante car elle comprend l'agriculture, la construction, l'industrie, le commerce, le transport et l'hôtellerie-restauration.

La disparité entre les secteurs explique largement la fracture internationale qui persiste en termes de télétravail. Sont en

position favorable les économies à dominante tertiaire, avec des travailleurs très qualifiés et un haut niveau technologique. Ce sont également celles où les PIB par habitant sont les plus élevés. Au niveau de l'UE, 36 pour cent des emplois pourraient être exercés en télétravail, mais cette moyenne est peu significative en raison de la variété des structures économiques. Les pays où les emplois télétravaillables sont les moins développés (entre 24 et 31 pour cent) sont ceux de l'est de l'Europe (Roumanie, Bulgarie, Hongrie et Slovaquie) avec une part élevée de l'industrie et de l'agriculture, qui nécessitent la présence des travailleurs. En revanche là où la finance ou les services administratifs tiennent une place importante, le télétravail est plus facile, comme en Suède (42,6 pour cent des postes concernés), aux Pays-Bas (41,6 pour cent) ou en Belgique (41,5 pour cent). Ces pays sont également favorisés par l'équipement des ménages en ordinateurs et par la qualité des infrastructures de télécommunications. Comme indiqué, le Luxembourg est très bien placé avec plus de la moitié des postes de travail potentiellement concernés. Mais le Grand-Duché est handicapé par le poids des frontaliers (près de la moitié des salariés) dont la pratique du télétravail est limitée par des accords transfrontaliers, en termes d'impôts et de sécurité sociale.

Aux facteurs économiques s'ajoutent les aspects culturels. Alors que les pays nordiques sont de longue date très friands du travail à distance, les pays d'Europe du Sud sont, eux, assez peu habitués à cette manière de fonctionner, avec une forte culture du présentiel. Ainsi en 2019 avant la pandémie,

en Espagne et en Italie ils n'étaient que respectivement cinq et neuf pour cent à travailler occasionnellement de chez eux, contre seize pour cent en France, 18 pour cent en Belgique et 21 pour cent au Danemark. Ces différences économiques et culturelles sont appelées à persister malgré la progression générale du télétravail. Mais c'est bien évidemment au sein même des entreprises que la fracture se fera sentir, mettant les DRH en position délicate. « Le télétravail a exacerbé les inégalités entre cols bleus et cols blancs », reconnaît l'un d'entre eux.

Même s'il s'est en quelque sorte démocratisé à la faveur de la crise sanitaire, le télétravail touche davantage les cadres et les travailleurs diplômés que les ouvriers et les moins éduqués. Les premiers sont deux à trois fois plus susceptibles de travailler à distance, avec le risque de créer un système à deux vitesses, entre les télétravailleurs et les autres. Selon le baromètre annuel « Télétravail 2021 » de Malakoff Humanis, un groupe français spécialisé dans la protection sociale, 60 pour cent des salariés et 42 pour cent des dirigeants interrogés s'accordent à dire que le télétravail risque de créer de nouvelles fractures au sein de l'entreprise entre ceux qui peuvent télétravailler et ceux dont les fonctions ne le permettent pas, alors que « le besoin d'équité est très fort ». La situation risque d'autant plus de se tendre que, pour convaincre leurs salariés de revenir plus souvent au bureau, certaines entreprises sont prêtes à leur offrir des avantages (en termes de confort notamment) auxquels les exclus du télétravail n'ont pas accès ! ●



Les salariés du tertiaire en terrasse, les ouvriers au charbon

Les jeunes pour le télétravail total

Au cours des quatre années précédant la pandémie Selon une enquête du cabinet YouGov, menée début juillet auprès de 1 000 personnes en France, 61 pour cent des 18-34 ans se déclarent favorables à un travail intégralement à distance. Tout en n'excluant pas un effet de mode, qui toucherait aussi les entreprises, Julien Gargowitsch, PDG de Nicholson Search & Selection, commanditaire de l'étude, n'est pas surpris de ce résultat car « certains jeunes employés n'ont pour le moment connu que le télétravail, nombre y ont trouvé leurs marques et s'y sont épanouis, de quoi les pousser à continuer ». Selon lui, ce changement pourrait ne pas avoir de conséquences défavorables sur la productivité, « la jeune génération étant prête à travailler intensément mais de façon plus flexible ». gc

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzebuurger Land

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu



ZU GAST

Zu wenig zu langsam

Der jüngste Bericht des Weltklimarats hat auf schockierende Art zusammengefasst, wovor Klimaschützer seit Jahren warnen: Es wird immer unwahrscheinlicher, dass die Ziele des Pariser Abkommens noch eingehalten werden können, denn die Klimaschutzmaßnahmen der letzten Jahre sind zu schwach.

Auch Luxemburg wurde seiner historischen und finanziellen Verantwortung bisher nicht gerecht, die Regierung ist hoffnungslos überfordert. Aufgrund der zahlenmäßigen und politischen Schwäche der Mehrheitsparteien können diese sich nur auf den kleinsten gemeinsamen Nenner ihrer oft sehr unterschiedlichen Herangehensweisen einigen. Eine gemeinsame Strategie ist nicht erkennbar. Als Beispiel sei an die CO₂-Steuer erinnert, deren eigentliches Ziel immer noch unklar ist. Der Preis ist jedenfalls zu niedrig, um die Wirtschaft anzuhalten, in klimafreundliche Alternativen zu investieren. Gleichzeitig belastet die Steuer vor allem Menschen mit geringem Einkommen, deren Möglichkeiten, CO₂ einzusparen, oft begrenzt sind.

Auch scheint die Schwere der Klimakrise noch immer nicht den ideologischen Glauben der vier großen Parteien an den freien Markt und die sogenannte „Eigenverantwortung“ zu erschüttern. Um die Krise abzuschwächen, brauchen wir einen radikalen Umbau unserer Wirtschaftslogik. Neoliberale Freihandelsabkommen wie Ceta, die soziale und ökologische Standards senken, sind nicht mehr akzeptabel. Wenn multinationale Unternehmen Profite generieren, indem sie Produkte um den halben Globus transportieren um die Produktionskosten weitestgehend zu minimieren, werden sie nicht allein des Klimas wegen damit aufhören. Daher liegt es in der Verantwortung der Politik, klare Regeln, Normen und gegebenenfalls Verbote festzulegen, um so ein gesundes Zusammenleben innerhalb unserer Gesellschaft zu garantieren. Indem sie allein auf Freiwilligkeit setzt, wird die Regierung dieser Verantwortung nicht gerecht.

Seit Antritt der Dreierkoalition 2013, sind die CO₂-Emissionen Luxemburgs stetig

gestiegen. Obwohl ihre Politik also offensichtlich nicht zu den gewünschten Ergebnissen führt, wird sie von den Akteuren nicht in Frage gestellt. Beispielhaft sei die Klimabank genannt, die zu mehr Wohnungssanierungen führen soll. Das Konzept ist elitär und schließt viele Menschen mit geringem Einkommen aus, da die Beihilfen erst nach den Arbeiten ausgezahlt werden. Deshalb wird das Angebot auch kaum in Anspruch genommen, grundsätzlich angepasst wird es jedoch auch nicht. déi Lénk haben übrigens ein alternatives Konzept entwickelt, wodurch sehr wohl Klima-, Sozial- und Wirtschaftspolitik verbunden werden könnten.

Carole Thoma ist
Parteisprecherin
von déi Lénk

Wir sind mittlerweile an einem Punkt angelangt, an welchem die Klimakrise nicht mehr verhindert, aber abgeschwächt werden kann. Dazu müsste allerdings jetzt gehandelt werden. Die Regierung ist hierzu offensichtlich nicht in der Lage, da sie nicht bereit ist, ideologische Überzeugungen über Bord zu werfen. Es fehlt an einem klaren Verständnis für die Ursachen der Krise und am Mut, diesen entschieden entgegenzuwirken. Große Teile der Bevölkerung haben in der Zwischenzeit verstanden, dass wir radikalere Klimaschutzmaßnahmen brauchen als bisher. Demnach scheint klar zu sein, dass wir uns nicht mehr auf die Mehrheitsparteien und die Institutionen verlassen können, wenn wir rechtzeitig die Klimakrise bekämpfen wollen. Der Druck auf Regierung und Parlament muss durch massenhafte Mobilisierungen innerhalb der Gesellschaft dramatisch erhöht werden. Ein erster Schritt wird der Klimastreik am 24. September sein. déi Lénk unterstützen diese Initiative von „Youth for Climate“ und rufen zu einer massiven Beteiligung auf, um so der Regierung zu zeigen, dass weitaus mehr von ihr verlangt wird, als sie bisher aufgezeigt hat. ● Carole Thoma

D'GEDICHT VUN DER WOCH



E Polfer-Faass

Jacques Drescher

D'Gare ass e Faass voll Polver",
Behaupt mol RTL.
D'Madamm, déi sëtzt am Studio
A schwätzt vun „Drogen-Hell“.

Si weess sech net ze wieren;
Hir Zuele si verdréit.
D'Gare hätt déi héchst Prozenter
Vu Kriminalitéit.

D'Gare huet net vill Geschäfte;
Wie wunnt nach an der Stad?
De Loyer ass ze deier
An d'Sécherheet privat.

D'Madamm hätt gär méi Police;
Si klot do net ëmsoos.
Mee 't huet dach d'Buergermeeschtesch
Hiert Polver laang verschoss.

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Als unser Weltbild ins Wanken geriet

Michèle Thoma

Die meisten von uns wissen es noch ganz genau. Wo sie waren, als es geschah. An diesen Moment, an dem alles erstarrte, die Bewegung, und dann einfro. Wie alles nur noch starrte.

Ich war in der Küche, dem normalsten, alltäglichsten Ort überhaupt, meine Kinder waren gerade aus der Schule gekommen. Und plötzlich standen wir nur noch und schauten. Schauten. Schauten. Festgewurzelt, gebannt. Auf CNN redete eine Frau, und hinter ihr brachen Türme zusammen. Sehr schnell und sehr langsam zugleich. Immer wieder zwei Flugzeuge, die sich in zwei Türme bohrten. Zwei Flugzeuge, die zwei Türme durchbohren. Feuerzungen schnalzen auf, schwarzer Qualm steigt auf und hüllt alles ein. Auf dem Bildschirm sind schwarze Punkte zu sehen, wie Fliegendreck schaut es auf dem Bildschirm aus, die schwarzen Punkte fallen aus Fenstern. Schnell und sehr langsam zugleich. Eins der Kinder beginnt zu weinen. *O my god*, sagt die Sprecherin.

Es gibt unzählige Geschichten darüber. Wo wer war, als es geschah. Immer wieder gibt es ja diese mythischen Momente, die Menschen miteinander verbinden, Menschen eines Landes, einer Lebenszeit, einer Generation. Tage von Glanz und Glück und Glorie, wie sicher der Einmarsch der Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg. Träume, die zu Traumata wurden, blutige Brandings. Wo warst du, als Kennedy ermordet wurde? Greis/innen erinnern sich, das Schreien der Mutter, der schwarz-weiße Mann, der strahlt und winkt und zusammenbricht, immer wieder bricht er im Fernsehen zusammen. Die schöne schwarz-weiße Frau, die seine Frau ist, hat einen Blutfleck auf dem Rock. Einen echten Bösewicht gibt es auch, den Mörder. Wo warst du, als John Lennon starb? Wo warst du, als sie ins Bataclan kamen?

9/11. Chiffre für den Untergang einer für unumstößlich gehaltenen Welt. Mit unglaublicher Chuzpe wird dem Monument unserer vermeintlichen Größe einen Stoß versetzt. Später sehen wir das Gesicht des amerikanischen Präsidenten, der gerade eine Grundschule besucht, wie ihm jemand etwas ins Ohr flüstert. Als habe ihm jemand einen Stoß versetzt. Mehr, einen Tritt. Er sieht wie vollkommen weggetreten aus. Als würde er die Sterne sehen, nichts mehr sehen, ein Boxer im KO.

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Décoloniser la conservation

Jean Lasar

Il y aurait d'un côté ceux qui veulent continuer d'exploiter sans retenue les ressources de la planète et, de l'autre, les protecteurs des espèces menacées et gardiens émérites de la biodiversité. C'est l'image quelque peu simpliste que projettent les grandes organisations internationales dédiées à ces causes telles que l'Union internationale pour la conservation de la nature (UICN) ou le World Wide Fund for Nature (WWF), attelées aux projets des Nations Unies d'augmenter

la surface des réserves naturelles sous le concept 30x30 (mettre trente pour cent de la surface du globe sous le statut de réserve d'ici 2030). Or, tant ce concept que l'action de ces organisations sont fortement contestés.

La conférence des parties de l'accord international sur la biodiversité prévue cette année ayant été reportée à 2022, la rencontre annuelle de l'UICN qui se déroule du 3 au 11 septembre à Marseille est le point de ralliement de ceux qui participent à ces efforts de conservation. En marge de cette grand-messe, des activistes qui prônent une redéfinition de ces efforts se sont aussi donné rendez-vous à Marseille. Sous la bannière *Our Land, Our Nature*, ils ont clamé que « les peuples indigènes sont les meilleurs agents de la conservation des espèces », mais que « leurs voix sont étouffées, leurs droits violés et leurs vies toujours menacées », tandis que « les vraies causes de la destruction environnementale sont ignorées lors des grandes conférences de conservation : l'exploitation des ressources naturelles à des fins lucratives et une hyperconsommation croissante poussée par les pays industrialisés ». Au lieu de ce modèle néocolonial, ils prônent des solutions qui mettent les populations tribales au cœur de la conservation et des efforts pour résoudre les crises du climat et de la biodiversité.

Auch damals gab es Bilder für immer. Als die Mauer fiel und die Menschen sich um den Hals fielen. Die von drüben waren plötzlich mitten drin, überschwänglich wurden sie begrüßt, in ihren schlecht sitzenden Jeans, die Cooleren mit Puhdys-Frisuren, die Westwelt sahen ihnen gerührt beim Bananenessen zu. Ab jetzt gab es kein Drüben mehr, alles war hüben, hier, jetzt, erlöst, blühende Landschaften, es würde schön sein wie in den bunten Broschüren der Zeug/innen Jehovahs. West is best und bald überall, Beste aller Welten, schöne Bilder einer schönen neuen Welt.

„The United States will hunt them“, versprach Georges W. Bush, als die Insignien der schönen neuen Welt zu Asche zerfielen. Nach einem zwanzigjährigen Krieg, von dem wir kaum was mitbekamen – war ja auch so sterbenslangweilig lange –, wird Afghanistan heute gern als Scherbenhaufen bezeichnet. „We will hunt you down.“ verspricht Joe Biden die Fortsetzung des Teufelskreislaufs.

Menschen rennen um ihr Leben. Es regnet schwarze Punkte.

Wirklich ins Wanken gerät unser Weltbild, falls wir so etwas Altmodisches überhaupt noch haben, dadurch aber nicht. Afghanistan ist da sowieso gar nicht drauf. ●



Robert / Wikimedia Commons



Collection Bibliothèque nationale suisse / Wikimedia Commons

Afghanistan, Chahar Shanbe (à gauche) et Herat (à droite). Photos par Annemarie Schwarzenbach

Pour Annemarie Schwarzenbach, qui a toujours entretenu une relation très conflictuelle avec sa mère, la découverte des effets euphorisants de la morphine correspond avec la fin d'un monde, celui du Berlin des années 30 et le spectacle affligeant du triomphe de l'idéologie nazie en Allemagne – idéologie, qui était aussi celle de sa mère, Renée Schwarzenbach-Wille, cavalière d'obstacle à l'allure masculine et autoritaire. Avec son mari, le magnat de la soie Alfred Schwarzenbach, cette descendante d'une Bismarck et du général des forces suisses durant la Première guerre mondiale, aura exercé sur sa fille une emprise particulièrement tenace.

La nature malsaine de cette relation n'avait pas échappé à Klaus et Erika Mann qu'Annemarie Schwarzenbach, en antifasciste convaincue, fréquentait à côté d'autres exilés politiques et juifs allemands, comme la photographe Marianne Breslauer. Mais Erika Mann (à laquelle Schwarzenbach vouait un amour éperdu, jamais partagé) et son frère, prendront leurs distances avec elle, après qu'un violent groupuscule d'extrême-droite avait boycotté une séance de leur cabaret politique, exilé à Zurich, Die Pfeffermühle, et qu'une enquête, restée sans suites, avait mis en lumière les liens des intrus avec la famille Schwarzenbach.

Alors, quand Ella Maillart, ethnologue et écrivain de voyage genevoise, rencontrée en automne 1938, vient lui rendre visite dans une clinique d'Yverdon (où elle suit une cure de désintoxication) pour lui proposer de voyager à deux en Afghanistan, Schwarzenbach accepte. Dans l'espoir à la fois de fuir le climat délétère en train de s'installer en Europe, mais également la « dictature » des drogues : « Annemarie Schwarzenbach wollte durch die Reise ihr Leben, das 1938 ziemlich aus den Fugen geraten war, wieder in den Griff bekommen, es dank einem klar definierten Ziel besser strukturieren. Sie nahm die anstrengende Fahrt auch als Anlass, um sich unter der Obhut der moralisch integren Ella Maillart von den Verführungen des Morphiums fernzuhalten », écrit dans sa postface, Roger Perret, qui dirige l'édition des œuvres d'Annemarie Schwarzenbach.

ren. Sie nahm die anstrengende Fahrt auch als Anlass, um sich unter der Obhut der moralisch integren Ella Maillart von den Verführungen des Morphiums fernzuhalten », écrit dans sa postface, Roger Perret, qui dirige l'édition des œuvres d'Annemarie Schwarzenbach.

Au cours de cette cure, Schwarzenbach avait terminé un roman, *La vallée heureuse*. Quant à Ella Maillart, elle jouissait à ce moment-là d'une réputation internationale, en raison de ses nombreux photoreportages réalisés en Asie. « Auch Annemarie Schwarzenbach genoss in der Schweiz einen gewissen Bekanntheitsgrad durch ihre Artikel und Fotoreportagen über Reisen in Europa, nach Asien und den USA. Beide waren Pionierinnen in ihrem Bereich und zählten zu den Vertreterinnen einer neuen, unabhängigen und unerschrockenen Generation von Frauen », note encore Roger Perret, pour qui les deux femmes étaient « Ende der dreissiger Jahre im Zenit ihrer Laufbahn ».

L'Afghanistan paraît alors comme une terre vierge, loin des bruits de bottes et du monde. Ce n'est pas encore l'état narco qu'il risque de devenir aujourd'hui, quarante ans après que des moudjahidines, soutenus par les États-Unis dans leur guerre partisane contre l'occupant soviétique, se sont servis de la production et de la vente de l'opium pour financer leur besoin en armes. Le produit de base de l'opium ayant été présent en larges quantités depuis les années 50, notamment en proximité du barrage de Kajakai sur le fleuve Helmand, construit à l'époque avec l'aide d'ingénieurs américains – projet qui a eu pour effet secondaire, d'augmenter le niveau de la nappe phréatique, de faire monter le sel dans la terre et de favoriser ainsi la croissance notamment du pavot.

Mais en 1939 déjà (année où le voyage aura lieu), l'Afghanistan, État tampon entre l'URSS et l'Empire britannique, bénéficie, en tant que nation « aryenne », du soutien technologique du Reich allemand. Celui-ci envoie ingénieurs et conseillers militaires, construire des routes ou encore former l'armée et les services secrets afghans. Si bien que, quand Eisenhower ou Khrouchtchev visiteront le pays au lendemain de la guerre, le corps de parade afghan qui les accueille sur le tar-

mac de l'aéroport de Kaboul, est toujours coiffé de casques de la Wehrmacht.

En réalité, la région entière faisait l'objet de vastes projets de modernisation, parfois concurrents, soutenus par les États-Unis ou l'Union soviétique. Dans les écrits d'Annemarie Schwarzenbach, il est constamment question de la « nouvelle Turquie », du « nouvel Iran » et également beaucoup de routes, d'ingénieurs et de travailleurs venus des quatre coins du monde, gagner leur vie sur les chantiers du futur.

Relire en ces jours le voyage d'Annemarie Schwarzenbach en Afghanistan, c'est aller à la rencontre d'un style intransigeant par sa limpidité et d'un don divin de nommer les choses

Schwarzenbach, qui était excellente conductrice, avait organisé pour ce spectaculaire voyage une Ford Roadster Deluxe, flambant neuve et adaptée spécifiquement, dans un garage zurichois, aux contraintes qui les attendront. Avec Ella Maillart, elles s'étaient rendues en amont à Paris, Londres et Berlin pour s'informer auprès de musées, consulats, sociétés géographiques etc. sur la meilleure route à prendre, le contexte culturel et politique des pays qu'elles allaient visiter. Dans leur bagage, leurs machines à écrire, l'appareil photo de Schwarzenbach et la caméra d'Ella Maillart.

En juin 1939 enfin, les deux aventurières partirent de Genève. Avant leur départ, elles achèteront un pain de seigle suisse qu'elles entameront au Piémont et dont elles mangeront la dernière tranche en Bulgarie. En Slovénie, qui avait appartenu à l'Empire austro-hongrois, beaucoup parmi la population germanophone estiment qu'il serait mieux « wieder zu einem grossen Reich zu gehören ». Une classe écolière, l'instituteur compris, leur lance d'ailleurs un salut hitlérien. Pressée de quitter cette Europe en pleine convulsion nationaliste, elles traversent la Bulgarie pour arriver en Turquie, à Trabzon où elles empruntent le chemin inverse que Xénophon décrit dans son *Anabase*. Leurs voisins de table sont architectes ou ingénieurs des routes. « Berufe, welche die neue Türkei braucht », note Annemarie Schwarzenbach dans son carnet. Le soir, des policiers viennent contrôler les passeports des deux femmes, s'enquérir des motifs de leur voyage.

Heureusement, Annemarie Schwarzenbach était en possession d'un passeport diplomatique et bénéficiait d'un large réseau de contacts, affiliés aux industries de la famille Schwarzenbach. En 1935, elle avait épousé à Téhéran le diplomate homosexuel français Claude-Achille Clarac. Mariage blanc ou pacte amical, le fait est que ce passeport lui servira de sésame à bien des occasions. Au cours de leur voyage, les deux femmes seront ainsi régulièrement les invitées des représentations occidentales locales.

De ce voyage, Ella Maillart tirera son roman *La voie cruelle* (d'*Land*, 21.12.2001), mais qui ne paraîtra qu'après la mort d'Annemarie Schwarzenbach en 1942, dans une version fortement modifiée. Renée Schwarzenbach-Wille ayant obtenu le retrait de plusieurs passages l'incriminant. Mais le livre qui relate le voyage des deux femmes en Afghanistan, aura aussi contribué à façonner l'image d'Annemarie Schwarzenbach. « Christina », comme elle s'appelle dans le livre, y est décrite comme une adepte de la souffrance, qu'elle adore « comme la source de toute grandeur ».

Car *La voie cruelle* est aussi le récit de l'échec du voyage en Afghanistan d'Ella Maillart et d'Annemarie Schwarzenbach. Voyage, au cours duquel les deux femmes finiront par se rendre compte de leurs divergences respectives et d'une incompa-

tibilité fondamentale, rendant impossible toute collaboration future. Ulcérée par le comportement de son amie, après la découverte d'une capsule de morphine dans ses affaires et une aventure avec l'archéologue franco-luxembourgeoise Ria Hackin (épouse de Joseph Hackin), Ella Maillart quitte Kaboul et Annemarie Schwarzenbach, pour se rendre en Inde. Elles ne se reverront qu'une fois, l'année suivante, mais resteront en contact par écrit.

Il faudra attendre 2000 et la première édition des écrits, reportages et photos réalisés par Schwarzenbach en Afghanistan pour rétablir la position de la journaliste et écrivain « als eine der bedeutenden Reiseschriftstellerinnen und -fotografinnen des 20. Jahrhunderts ». Le beau recueil qui a paru cet été aux éditions Lenos de Bâle, reconstitue le voyage d'une Schwarzenbach affaiblie au Turkménistan, que livrée à elle-même, elle visitait après le départ de Maillart. Ce sont des pages pleines d'angoisse, de tourments et de doutes. Comme elle écrit ailleurs : « Die Reise aber, die vielen als ein leichter Traum, als ein verlockendes Spiel, als die Befreiung vom Alltag, als Freiheit schlechthin erscheinen mag, ist in Wirklichkeit gnadenlos, eine Schule, dazu geeignet, uns an den unvermeidlichen Ablauf zu gewöhnen, an Begegnen und Verlieren, hart auf hart ».

Relire en ces jours, où le sort déchirant de l'Afghanistan domine l'actualité, le voyage d'Annemarie Schwarzenbach au pays de la burqa et de l'Hindou Kouch, c'est aller d'abord à la rencontre d'un style intransigeant par sa limpidité et d'un don divin de nommer les choses, de dire l'Afghanistan, ses villages en terre cuite, le pain Ouzbek, le goût des melons, des raisins, le parfum du thé, du pilaf, le soleil, le bleu, le rouge, les chevaux, les bazars, la prière, le vent. Chaque phrase d'Annemarie Schwarzenbach est une prise de risque. Ensemble, elles agissent sur l'âme et la beauté de ce pays, éreinté par des décennies de guerre, comme un baume réparateur. Mais de quoi ?

Il y a bien sûr aussi l'incompréhension, comme on a pu la supposer chez ces deux femmes émancipées, confrontées au mystère de la burqa (ou tchador comme l'appellent les Afghans). « Ein solches Leben können wir uns kaum vorstellen », écrit-elle. « Aber waren diese Frauen etwa besonders unglücklich ? Man kann nur begehren, was man kennt. Und war es richtig, nötig, sie zu bilden und aufzuklären und ihnen den Stachel der Unzufriedenheit zu geben ? ». Elle doutera moins une fois en présence de cette Française, mariée à un Afghan et vivant à Kaboul avec la burqa : « Wir mögen heute in Europa skeptisch geworden sein gegenüber Schlagwörtern von Freiheit, Verantwortung, gleichen Recht für alle und dergleichen mehr. Aber es genügt, die dumpfe Knechtschaft von nahem gesehen zu haben (...) und man wird die Entmutigung abschütteln wie einen bösen Traum, und wieder der Vernunft das Wort reden, die uns auffordert, an die schlichten Ziele eines menschenwürdigen Daseins zu glauben und sich dafür einzusetzen. » ●



Annemarie Schwarzenbach avec sa Rolleiflex en 1938



Le rue est à nous

Pour qui veut faire un marathon autour des arts vivants et des spectacles de rue, la journée commencera à Strassen (pourquoi pas avant Esch, ci-dessus) pour la dixième édition du Stroossefestival (qui aurait dû se tenir l'année dernière). Ce samedi, à partir de 15h, des clowns (Alejandro Muñoz), une transformiste (Anita Bertolami), des acrobates (Tripotes la compagnie, Zanzara), des funambules (Cie Les Chaussons Rouges), pyrotechnie (Cie Bilbobasso) ou des spectacles déambulatoires (Teatro Pavana et son hippopotame plus vrai que nature ou les suricates de Wolkenruiter) sont au menu de cette journée, inspirée par le festival des arts de la rue de Chassepierre. La musique est aussi présente avec De Kapitän Müllebutz (pour enfants et convient aux malentendants), Dream Catcher, Hunneg-Strëpp ou Serge Tonnar. [fc](#)

Éclairage artistique

On retient encore un peu la nuit pendant la semaine, pour aller à Wiltz et SES nuits des lampions, les 16, 17 et 18 septembre. Le pluriel est en effet de mise car la manifestation, opérée par l'asbl Coopérations, a voulu éclairer plusieurs moments avec ses installations lumineuses, de lampions fabriqués à la main, de concerts, de spectacles et de performances le tout agrémenté par une variété de spécialités culinaires (photo : Loïc Warin). 31 artistes provenant de cinq pays ont participé à une résidence à Wiltz pour créer de nouvelles sculptures lumineuses sous la direction de l'artiste Bryan Tweddle. Un des grands moments sera le spectacle de théâtre et danse, *Im Schatten* créé par Max Thommes qui imagine un monde virtuel dans lequel les danseurs évoluent à travers les niveaux d'un jeu imaginaire et interagissent avec leurs propres silhouettes et ombres. L'artiste sonore Anina Rubin présente sa création sonore en trois dimensions, *Lost Incarnations*, avec des chansons accompagnées au piano, à la guitare et au banjo, associées à des éléments vocaux et des chœurs. Le groupe



Catastrophe s'inscrit dans la tradition de l'avant-garde française et définit sa musique comme un kaléidoscope de genres musicaux. On n'oublie pas Claire Parsons & Eran Har Even, Sun Glitters, Jackie Moontan ou Stiff Peaks. [fc](#)

PATRIMOINE

Zeitreise durch das jüdische Luxemburg

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Luxemburg gebührend zu würdigen, ist feierliches Anliegen am vergangenen Sonntagnachmittag gewesen. Einen Tag vor dem jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschana ist inmitten der Rue de la Congrégation eine neue Gedenktafel eingeweiht worden, die an die erste Synagoge Luxemburgs erinnern möchte (Foto: js). Es gehe darum, die positive Aspekte der jüdischen Geschichte Luxemburgs hervorzuheben und nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, so François Moyse, Präsident der Association Européenne pour la Préservation et la Valorisation de la Culture et du Patrimoine Juifs (AEPJ). Die Gedenktafel bettet sich ein in einen größeren kulturellen Kontext: Sie ist Teil des *itinéraire culturel* rund um das jüdische Kulturerbe in der Oberstadt Luxemburgs. Der Rundgang durch die Oberstadt beginnt beim Shoa-Denkmal Kaddish an der

Kathedrale Notre-Dame und leitet dann über zum zweiten Halt der frisch eingeweihten Gedenktafel in der Rue de la Congrégation. Der kulturelle Rundweg umfasst ganze dreißig Stationen und wird mittels der App *izi.TRAVEL* auch zum digitalen Erlebnis. Auf fast einem Kilometer wird jede Station mit einem Audiokommentar auf Französisch oder Englisch untermalt und manchmal



sogar durch ein Foto aus vergangenen Tagen illustriert. Zu Beginn der Route erfährt man, dass nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870 und der Annexion Lothringens und des Elsasses, die jüdische Gemeinde in Luxemburg zu wachsen beginnt. Die politische Neutralität des Großherzogtums und die Gleichberechtigung ihrer Bürger/innen haben Luxemburg zum Anziehungspunkt jüdischer Gemeindebildung werden lassen. Zentrale Bedeutung kommt dabei auch den *grands magasins* zu, wie etwa Sternberg Frères, Meta Brahms, Rosenstiel-Schwarz oder das Grand Paris. Inspiriert an den Vorbildern in Paris sei das Konzept der

grands magasins erfolgreich von jüdischen Mitbürger/innen nach Luxemburg importiert worden. Im Interview mit RTL wies Ministerin Tanson zudem darauf hin, dass die Kulturroute bald auch weitere Etappen der jüdischen Geschichte in Luxemburg einbeziehen müsse. Dabei denke die Kulturministerin vor allem an Ettelbrück und Mondorf. [js](#)

SCÈNES

La terre au carré

Quand les concerts de Pond Eclectic se sont terminés, on s'est dit que cet amphithéâtre du parc du Kirchberg méritait d'être valorisé avec une programmation régulière. L'asbl Canopée a eu la même intuition et lance, du 15 au 22 septembre la première édition du Festival Rdv au Carré blanc pour « découvrir des pépites artistiques insolites en plein air » : théâtre, danse, concerts, ateliers participatifs, cirque... L'idée de ce projet-pilote est d'offrir une occasion de reprise de spectacle dans un cadre bienveillant et d'économie durable, par exemple en laissant libre l'appréciation du prix du spectacle. Tous les soirs, une représentation de *Loretta Strong* de Copi est au programme. Dans une mise en scène de François Baldassare et avec Julien Turgis dans le rôle-titre, on suit le personnage polymorphe, qui vit un dialogue intérieur avec Linda, une amie imaginaire. Joël Delsaut (*Poëmance*), Sascha Ley et Laurent Payfert, Serge Tonnar,

ÉVÉNEMENTS

Retiens la nuit

Quand il s'agit d'Esch-sur-Alzette, impossible de ne pas penser au décompte des mois qu'il reste avant le lancement de l'année culturelle. Et pour faire patienter, le rendez-vous de rentrée, la Nuit de la Culture, ce samedi, tombe à point nommé. L'année prochaine, cinq nuits, dans cinq quartiers sont programmées. Cette année, le site Ellergronn, réserve naturelle sur une zone qui servait à l'exploitation du minerai de fer, concentre l'essentiel du programme. Après le rêve, l'eau et l'air lors des précédentes éditions, le fil rouge est cette fois l'histoire, la mémoire et les traces du passé. De 18h à minuit, cinquante activités (installations, performances, spectacles, concerts...) figurent à l'agenda, invitant artistes locaux et internationaux. Une des réussites de cet événement est de rassembler divers publics. Quand l'heure avance, familles et enfants laissent la place aux groupes d'amis et aux couples pour terminer la soirée avec le bal *The Yokel* entre le folk, la bluegrass et la pop. Avant ça, les *Trajectoires éphémères* traceront leur chemin entre terre et ciel (photo : Mike Zenari), *La Tortue de Gauguin* rappellera que la vie et l'art sont inextricables par la

voix de Luc Amoros, le collectif Métalu A Chahuter partira à la recherche de *Belle Racine* et Jean Bürlesk fera revivre des contes intemporels à travers sa vision unique... Incartade au centre-ville, au Escher Theater, la reprise de *So Dunkel Hier* de Elise Schmit et Anne Simon replonge dans le parcours mystérieux captivant autour de la mort de Gustav Simon, ancien Gauleiter et chef de l'administration civile du Luxembourg sous l'occupation. L'implication des associations locales est aussi un des intérêts de ce programme. C'est le cas du *Roots village*, inspiré du plus profond de nos racines communes des arts tribaux, des savoirs anciens et des techniques d'expression alternatives à la société d'aujourd'hui. Mémoire des déportés à travers les images de leur descendants (Raymond Reuter et Claude Frisoni), Kermesse pyrotechnique et gourmande (Pierre de Mecquenem), Labyrinthe forestier (Kamellebuttek), cocon de sérénité pour *Recherche du bonheur* (Peggy Dihé), sentier *OsmOse* à parcourir à pieds nus (Isabelle Dickes)... autant de propositions variées qui tiendront les participants éveillés. [fc](#)

Annick Pütz et Sakkiko Idei (*Side by side*), El Nikito, Pierre Van Wanbeke ou Gustavo Morales sont aussi de la partie. [fc](#)

LITTÉRATURE



Je te parle d'abandon, de confiance absolue, de cavernes rock'n'roll sous les monts de Vénus, d'entailles et d'entraves et d'entrailles bénies. Je te parle de bâillon qui m'empêche de parler, de grognements nus qui remplacent les mots et les mots qui ricochent d'une glotte à un gland, comme deux cœurs qui se griment à l'encre du néant, comme deux rimes qui s'affrontent à la poussière d'aimant.

POLITIQUE

Trop de bruit

À ne pas vouloir sélectionner, éditer, choisir, hiérarchiser, les agendas culturels compilent des pages d'événements d'ampleur et d'ambitions totalement différentes, on n'aide personne, ni les organisateurs à gagner en visibilité, ni le public à faire des choix. *Echo.lu*, le nouvel agenda événementiel créé par l'Agence luxembourgeoise d'action culturelle en est un triste exemple. Les événements sont appelés « expériences » (comme sur Airbnb, la structure du site étant d'ailleurs très comparable), on ne sait qui ou quel critères définissent « Les incontournables » (organisateurs payants, les plus cliqués, les plus récents, les moins chers...?), il est impossible de chercher à une période ou une date précise, les itinéraires proposés valorisent la voiture (un lien vers mobiliteit.lu plutôt que vers Google aurait été censé)... [fc](#)

Un weekend de non-spectacles

Godfrey Gordet

Plus de deux ans après la précédente édition, le festival Passage Transfestival apporte le Brésil sur les scènes messines. Reste à lui trouver un nouveau souffle



Nebula de Vania Vaneau

Haaaa le protocole... Une centaine de personnes jonchent le sol du Coração, le « cœur » du festival Passages Transfestival, déplacé pour cette édition depuis la Place de la République, vers l'intimité du parvis de l'Arsenal. L'endroit est cosy, on y mange, boit, entend de la musique, évidemment brésilienne, le pays-phare de cette année. C'est l'inauguration de cette édition 2021, ou 2020, on ne sait plus... Il y a foule, mais combien de ces piques assiettes verrons-nous devant les spectacles de cette édition reportée, s'ouvrant enfin, 28 mois après la dernière édition ?

« Est-ce que tu vois deux places ? », en effet, il n'y a quasiment plus de places, « c'est copieusement rempli », entend-on de la bouche de l'exalté président du festival, Francis Kochert. Des bénévoles, tee-shirt bleu « Trans-festival », prennent un selfie, masques baissés, comme un symbole : beaucoup voulaient être à cette première de *O Vento*, ou en tout cas à l'ouverture de l'événement phare du Grand Est, en cette rentrée ensoleillée. 21h15, ça rentre encore, le directeur du festival fait les cents pas, Benoît Bradel montre un stress de rigueur, avant le spectacle d'ouverture d'une édition qui devrait être celle fixant son empreinte – ou « emprise » – sur un Festival Passages, laissé un peu estropié par son prédécesseur.

O Vento se lance, autour des mialements d'un bébé, couplés au souffle mélodique d'un accordéoniste qui descend doucement les longues marches de l'Arsenal. L'image est forte, et pourtant, la mère sort son poupon, histoire de ne pas entraver ce qui est annoncé comme une grande rencontre avec le Ballet de l'Opéra Théâtre – Metz Métropole et les chorégraphes brésiliens Morena Nascimento et Lucas Resende. Une aventure spectaculaire sur le papier, et pourtant, l'alchimie n'y est pas. *O Vento*, outre son rythme faiblard, ressemble à une « bonne » répétition en costume. On y trouve certaines images fortes, mais un récit tailladé qui s'évapore à chaque nouveau tableau. Du beau, néanmoins sans ce récit qui nous embarque, cette dramaturgie qui fait le corps d'une narration chorégraphique. *O Vento*, s'il est bourré d'écueils vaut bien une heure d'attention, rien que pour l'objet de recherche scénique qu'il est en soi, une expérimentation sortie d'un de ces laboratoires chorégraphiques, qui, à phase trois, se révélera peut-être, efficace.

Le lendemain, on trouve un coussin au sol pour se poser devant *Nebula*, la nouvelle création de la plébiscité Vania Vaneau. On nous a dit Vaneau rassembler les foules, c'est vrai, la jauge est largement dépassée. Pourtant, malgré la popularité de la chorégraphe et danseuse, elle nous laisse avec un sentiment mitigé. *Nebula* a d'immenses

et fines qualités esthétique, visuelle, et poétique. On y voit l'image d'un monde fini, qui se transforme par les échos du charbon et de la pierre. On y entend l'histoire d'un être en mutation, dans un rituel chamanique sous emprise, le faisant changer, voire ressusciter autrement. C'est une incantation divinatoire qui se déroule sous nos yeux, pour faire « naître » autre chose, du vau-

Passage Transfestival peine à trouver son identité et à nous mettre en « transe »

dou dans une chapelle désacralisé, activé par une déesse magnifique de bout en bout. Mais étrangement, cette idée du monde d'après, fait de pierre et de charbon livre un tel premier degré, qu'on y ressent une vision passéiste du futur. Ce langage artistique ésotérique nous échappe par moment, nous faisant nous questionner sur ce qu'on regarde, du spectacle vivant, ou un trip touristique chamanique, comme ceux pullulant dorénavant en Amazonie.

Deixa arder s'invite comme un cheveu sur la soupe après la dose *Nebula*... Là, Marcela Levi et Lucia Russo mettent en danse Tamires Costa sous le parti pris de « confronter le public aux stéréotypes historiques et actuels du corps des danseurs noirs ». Seule au centre d'un plateau nu, Costa, est en effet confrontée à sa propre danse et nature, jusqu'à en souffrir physiquement et mentalement, dans une reproduction inlassable des mêmes mouvements jusqu'à épuisement, quoique cette exceptionnelle danseuse semble inépuisable. *Deixa arder* est ce genre de spectacle « dommage », employant la caricature pour en constituer une autre, celle d'une scène qui se regarde le nombril, autour de débats qu'on devrait aujourd'hui considérer périmés, pour avancer dans un ailleurs, tant attendu.

Notre weekend de « passager » se poursuit par un samedi bien rempli : quatre pièces sont au programme d'un parcours se jouant autour et dans les entrailles du Centre Pompidou Metz. *Notre forêt* s'installe dans une des galeries en démontage. Dans une scénographie intelligemment « brico-

lée » (Maëva Longvert), on assiste au casque à une pièce somptueuse, orchestrée par la superbe danseuse Justine Berthillot. Et bien qu'il reste toujours ce premier degré qu'on ne cesse de reprocher à la programmation actuelle de Passages, *Notre forêt* est harmonieusement réglé, offrant une grande poésie chorégraphique.

Dans *Blanc*, seconde pièce du parcours, on retrouve Vania Vaneau dans une forme courte extérieure, bien plus sobre. La danseuse investit la pelouse du parc de la Seille, d'un autre rituel, plus « solaire ». Par un étalage de costumes, qu'elle viendra revêtir, Vaneau, sous les riffs électroniques psyché de Simon Dijoud, fait représentations de dieux et déesses pour conter mythes et légendes, jusqu'à créer une forme mystique unique, reine, et suprême.

Troisième « objet spectaculaire » – car on ne peut pas dire « spectacle » –, *Ikueman* livré par Rafael de Paule et la Cie du Chaos, montre une très impressionnante performance de cirque, sans grande prétention narrative, mise en scène, ni costumes ou effets scénographiques. Un « objet », donc, de prouesses certes, mais aux attraits dramaturgiques assez plats, ouvrant à de micro et éphémères émotions, et aux ressorts esthétiques assez semblables à un étalage de ce qu'on apprend dans une bonne école de cirque.

Rue clôture ce marathon, sans en être le clou, bien au contraire. Rencontre entre le chorégraphe et universitaire Volmir Cordeiro et le musicien Washington Timbó, *Rue* est créé en 2015, et semble, six ans après, avoir perdu sa vitalité d'antan, au profit d'un déballage de « préceptes », fruits d'une intense masturbation cérébrale. Un moment douloureux, où le spectateur est forcé à légitimer la prestation loufoque d'un danseur qui se croit tout puissant, effrayant les enfants, comme les adultes au nom de « l'art », ce dernier transcrit comme élitiste et adressé à, pour et par, celui qui le fait.

Voilà plusieurs éditions qu'on ne retrouve plus le fil rouge de feu Passages, celui qui nous tenait en haleine et nous faisait prendre un billet pour le spectacle suivant, à peine sorti du précédent... Après Charles Tordjman, les différents directeurs tentent de raconter leur propre histoire, mais peine à trouver leur identité, comme Passages le tissait auparavant, à la force d'une programmation bouleversante et étonnante. Sur ce premier weekend de spectacles, en tout cas, avec une véritable satisfaction en tant que spectateur sur sept « objets » vus, ce néo Passages, dit « trans », malgré tous ses nombreux efforts, n'a finalement pas su nous mettre en transe. ●

ART CONTEMPORAIN

Mobile-home, voyages lointains

Enfermé chez lui en raison de la situation sanitaire, la pandémie a confronté chacun d'entre nous à l'espace privé, domestique, à la singulière étrangeté de cet espace que nous côtoyons chaque jour sans le percevoir vraiment, dans une forme d'invisibilité. Une visibilité sans précédent a donc été donnée à cet espace, à cette intériorité et les voyages ont paru tel un horizon lointain : des lieux que nous regarderions à travers une glace, nous en trouvant soudainement empêchés.

Mobile-home fait voyager le spectateur et ce voyage emprunte parfois des détours. Il ne se trouve pas toujours où on l'attend. Il peut ainsi investir de son imaginaire les murs blancs de l'exposition comme pour *Windows to take away* d'Octavi Serra. Fenêtre de ciel bleu à hauteur de taille, comme une vitre que l'on ouvrirait nous invitant à contempler cet ailleurs, exquisément étranger et dans le même temps familial, d'une autre manière. Redécouvrir ce coin de ciel bleu, revoir ce soleil dont les rayons n'ont pas

L'exposition *Mobile-home*, prolongée au Centre d'Art Faux Mouvement à Metz au-delà du 26 septembre, choisit précisément de revenir sur ce temps arrêté et ce, au travers du mouvement. La vitrine extérieure attire dès l'entrée l'attention sur cette immobilité, ce figement : un homme est assis qui lit un journal dans la vitrine. Le journal reflète tous les bruissements du monde dont la pandémie nous a (pour un temps) coupés. Mais il est aussi l'image de ce mouvement puisque les faits y sont événementialisés.

À l'image de ces coureurs cyclistes en rang d'oignons pour cette course d'Eurosport reproduite sur grand écran dont le mouvement, justement, rend le spectateur à sa paradoxale immobilité. Un extrait d'un monde d'avant aussi, trace et témoignage d'un temps où le mot de « distanciation sociale » n'était pas encore entré dans la doxa sanitaire et signifiait encore faire montre de distance. La distance et l'horizon on les perçoit encore de cette vue sur berge proposée par Carole Fékété avec *Les Baraques-Plage*. Un *travelling* en un seul plan-séquence fait apparaître l'une après l'autre des baraques alignées sur plusieurs centaines de mètres. Cette plage entre Calais et Sangatte en hiver est déserte mais on distingue les vagues, le vent, quelques voix au loin. Les bruissements du monde. La caméra parcourt la plage, instant poétique.

L'instant poétique, qui pourrait être fugace, se retrouve quelques installations après. *Portrait in Motion* de Nadia Myre fait voyager l'artiste au sens propre comme au sens figuré, le spectateur aussi. L'artiste se trouve sur un lac à partir d'un canot qu'elle a fabriqué. Le canot est d'ailleurs une de ses œuvres d'arts. Il fait partie d'une collection à Indianapolis aux États-Unis. Cette vidéo la montre payant sur un lac brumeux au lever du jour. L'artiste a souhaité se jouer de certains clichés dont celui de l'Indien dans la nature, étant elle-même d'origine autochtone. L'œuvre produit un ensemble d'images intrigantes. À voir absolument.

Mobile Home travaille l'imaginaire et la fugacité de l'instant poétique, temps arrêté dans la complexité du présent

dardé notre peau durant ces temps confinés. Tel est bien aussi l'esprit de cette exposition qui « synthétise à la fois l'idée d'immobilité et de voyage, le mouvement et l'inscription. L'espace domestique se conjugue ici au déplacement et à la découverte », précisent Yanina Isuani, respectivement artiste commissaire et commissaire de l'exposition Maryse Jeanguyot.

De la définition du mobile-home, caravane de grande dimension, hors gabarit routier, destinée à une occupation temporaire de loisirs, et conservant ses moyens de mobilité, l'exposition maintient ce caractère voyageur. Espaces quotidiens ou voyages lointains, *Mobile Home* travaille l'imaginaire et la fugacité de l'instant poétique, niche, temps arrêté dans la complexité du présent. ● Florence Lhote

L'exposition *Mobile Home* est présentée au centre d'art Faux Mouvement à Metz, au moins jusqu'au 26 septembre (dates de prolongation en cours)



Nicolas Pinier, en vitrine du centre d'art

CINEMASTEAK

Une passion mexicaine

Un pantin géant en papier mâché, une végétation luxuriante, un paon déambulant parmi d'énigmatiques statues, le tout prenant place dans la cour intérieure d'une singulière demeure... C'est là, dans la lumineuse Casa Azul, que vécut la célèbre artiste mexicaine Frida Kahlo (1907-1954).

Un environnement familial qu'on retrouve dans ses tableaux. Julie Taymor, la réalisatrice de *Frida* (2002), le sait bien, chaque fragment de son film jouant de la porosité entre l'œuvre et la vie. Le choix du biopic s'avère particulièrement judicieux dans le cas de Kahlo, elle dont la peinture, si personnelle et douloureuse, fut exutoire, tentative de cicatrisation, conjuration du sort. Ses toiles sont le miroir où transparaissent les failles d'un corps et les défaites amoureuses d'une âme blessée.

La trajectoire de l'artiste fut en effet émaillée de drames, à commencer par cet accident de bus qui lui brisa la colonne vertébrale à l'âge de 18 ans. À l'hôpital où elle est immobilisée plusieurs mois durant, la jeune femme passe le plus clair de son temps entre le dessin et les séances de rééducation. Un an après pourtant, Frida remarque : à peine remise sur pied, elle part à la rencontre de Diego Rivera (1886-1957) pour lui faire découvrir ses œuvres. Ce sera le début d'une passion aussi longue que tourmentée, à une époque marquée au Mexique par d'importants bouleversements politiques.

D'une beauté sévère, l'anticonformiste Frida (Salma Hayek) est en tout point contraire à son amoureux ; car lui est massif, sûr de ses moyens, d'autant plus que son talent est déjà reconnu. On les surnommait, avec dérision, « la colombe et



Salma Hayek et Alfred Molina

l'éléphant ». Leurs œuvres-mêmes traduisent deux conceptions opposées de la peinture. Kahlo travaille sur chevalet à des tableautins aux sujets intimistes : ce sont principalement des portraits ou des autoportraits dans lesquels son regard noir de gitane prend le spectateur à témoin. À l'inverse, Rivera peint au sein d'édifices publics de gigantesques fresques peuplées d'ouvriers et de paysans, sous la bannière rouge du communisme. À l'introspection de la jeune femme répond, de l'autre, l'appel collectif à la lutte des classes. Il en est de même dans leur vie privée : aux infidélités nombreuses de Rivera, incorrigible coureur de jupons, font pendant les plaisirs homosexuels auxquels sa femme se livre par dépit.

On connaît les multiples talents de Julie Taymor. Formée à l'École internationale du Mime de Jacques Lecoq (Paris), la réalisatrice a suivi par ailleurs des études d'anthropologie à l'université Columbia. D'où le soin particulier qui est porté à la reconstitution de la culture populaire mexicaine. Le tournage s'est déroulé in situ, parmi les églises espagnoles et les superbes plateaux du Teotihuacan, où se rencontrèrent Frida et Trotsky et où passèrent, également, Sergueï Eisenstein et son chef-opérateur attitré Édouard Tissé pour préparer le tournage de *Que viva Mexico !* (1931). Les vêtements traditionnels que revêt Frida, comme les Indiennes, ont été confectionnés par la costumière Julie Weiss et offrent un festival de couleurs resplendissantes. Le commentaire musical permet de découvrir de remarquables chants, assortis de tangos sensuels. On reconnaîtra enfin certains lieux communs qui viennent rythmer la vie mexicaine : le marché aux fruits, la célébration de la fête des morts, ainsi que les nombreuses institutions d'État ayant accueilli les fresques de Diego. ● Loïc Millot

Frida (USA/Mexique, 2002), vostf, 123', est projeté mercredi 15 septembre à 19 h à la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg

ART CONTEMPORAIN

L'expérimenteuse

Marianne Brausch

Le métal, le bois et la céramique au service d'objets domestiques non-utilitaires : la fascinante esthétique d'Hisae Ikenaga à la Projects Gallery Nosbaum Reding



Rack, pièce centrale de l'exposition

C'est la première exposition monographique dans une galerie luxembourgeoise d'Hisae Ikenaga. La plasticienne mexicano-espagnole (née à Mexico en 1977), qui vit entre Luxembourg, l'Espagne et la France, a un parcours de formation tout aussi international : l'Espagne, le Japon, le Mexique. Au Luxembourg, Elle a remporté, le prix LEAP 2020 qui récompense un travail novateur de création contemporaine et celui d'Art in Situ de l'Ordre des architectes (OAI) en 2021. Dans ce bâtiment de facture architecturale dépourvue, sa démarche s'intitule *Reproduction d'éléments* : on pourra voir (à partir de janvier 2022) de faux interrupteurs, extincteurs, mains courantes et des corps de radiateurs à côté des portes ou accrochés tels des tableaux aux murs et au garde-corps de l'escalier.

Gaston Bachelard, le philosophe dont l'écrit *La poétique de l'espace* un incontournable dans les écoles d'architecture depuis sa parution en 1958, est cité à propos dans le texte de la gale-

rie Nosbaum Reding qui introduit *Industriel-viscéral*. Le centre de la pièce principale de la rue Wiltheim est occupé par *Rack*. Montants en tubes de fer chromé et planches en bois de chêne, sont les éléments usuels d'une étagère sur laquelle on pose des objets de la vie courante. Ici commence la poésie d'Hisae Ikenaga : si des gobelets en céramique vernissée sont bien posés sur un plateau de service, s'y trouve également une sorte de tuile de céramique crue, comme ci elle n'avait pas encore été travaillée et sur l'étagère du dessus est posé un objet comme on en dispose dans son intérieur pour son effet esthétique – à y regarder de près, on verra qu'il s'agit d'un pied de lit en bois chantourné fabriqué en série. À ses rondeurs font écho des viscères de céramique blanche, suspendus aux montants industriels chromés.

Quatre étagères de cet ordre non utilitaires sont accrochées au mur de gauche et deviennent des tableaux. Le mur de droite est entièrement occupé par les collages d'intérieurs, *Only wood se-*

ries. Dans des pages de magazines, mises sous Plexiglas brillant comme ces publications de luxe, posées telles des petits tableaux précieux sur des réglottes de chêne, Hisae Ikenaga a découpé les assises de chaises et sur les tables dressées, les assiettes, les couverts et les plats, soit ce pour quoi est faite une chaise en bois – s'asseoir – et de la vaisselle en céramique – manger.

On regrette qu'il n'y ait pas dans l'exposition – les pièces exposées datent toutes de cette année, mais la plasticienne s'est engagée sur cette voie depuis 2016 – quelques réalisations de cette même année, qui, de manière plus imagée, ressemblent à des tables de pique-nique pliables, transformées en objets 2D accrochés à l'envers au mur, qui incluaient ici un torchon et des gants de cuisine, là un niveau à bulle ou une tenaille, un cintre, une paire de chaussettes. L'idée qui rendait ces objets du quotidien efficacement incongrus, on le retrouve ici dans les collages des *Décompositions en douceur* (tubes chromés et canapés enchevêtrés). Un ironique passage en revue de la production industrielle, du Bauhaus aux fabricants de design contemporains.

Industriel-viscéral vous prend cependant littéralement aux tripes dans la deuxième pièce de la Projects Gallery. On ne sait si on se trouve dans le laboratoire d'un pâtissier, d'une industrie pharmaceutique, si on va assister à une intervention chirurgicale ou à une autopsie post-mortem. Ici, Hisae Ikenaga a disposé sur des tables en acier inoxydable et des plateaux en acier, une accumulation de bocaux et de pipettes en verre, des outils et des céramiques émaillées et pigmentées qui auraient leur place aussi bien en cuisine que dans une salle d'opération ou sur un site archéologique. Cette installation est une fantastique pièce (au sens de l'installation) ou une pièce fantastique (au sens du lieu) pour un collectionneur d'aujourd'hui, comme le furent dans le passé les cabinets de curiosités. ●

L'exposition *Industriel-viscéral*, d'Hisae Ikenaga est à voir à la Projects Gallery de la galerie Nosbaum Reding jusqu'au 9 octobre

MUSIQUE CLASSIQUE

Superlatif !

C'est de manière on ne peut plus prestigieuse que, le 4 septembre dernier, le mythique Philharmonique de Vienne, l'une des meilleures phalanges de la planète, inaugura, sur les chapeaux de roue, la saison nouvelle de la Philharmonie, avec, dans le coffre de la Rolls autrichienne, pas moins de deux chefs-d'œuvre immarcescibles de la musique pérenne. À la baguette, le Suédois Herbert Blomstedt, l'un de leurs chefs de prédilection, un maestro dont la réputation n'est plus à faire, qui, à 94 printemps, ne cesse de captiver les auditeurs par la verdeur de ses interprétations (preuve que les ans n'ont guère de prise sur le talent), et qui déclare « rester jeune grâce à la musique ». Sous sa direction, les Viennois, musiciens hors norme, attentifs, disciplinés, instrumentistes semblant tous solistes, réalisent un travail d'orfèvre, où la fougue alterne avec une poésie teintée de mélancolie ou encore avec une exquise délicatesse. Le résultat est une lecture on ne peut plus « classique », admirablement maîtrisée, qui s'interdit tout effet superfétatoire et qui se distingue par la science de la couleur orchestrale et celle d'une excellente architecture sonore.

Le Philharmonique de Vienne sous Blomstedt dans un diptyque symphonique de haut vol

Dans l'*Inachevée*, poignante quintessence du génie de Schubert (par amour du paradoxe, on pourrait même dire qu'elle est la plus aboutie de ses symphonies), on se délecte de ces fameuses « longueurs » dont nul n'ignore depuis Schumann qu'elles sont « divines » (elles sont, en effet, comme autant de méditations somnambulesques sur le fil de la transcendance). On admire non seulement la spécificité de la pâte sonore du pur-sang doté d'une culture musicale à nulle autre pareille qu'est le Vienne (lequel joue ici dans son arbre généalogique, tant la langue du doux Franz est quelque part sa langue maternelle), mais également la plasticité et compacité incandescentes de ses cordes, avec, notamment, des violons superlatifs, et celles de ses vents rutilants, fondus dans la masse. Le tout est dirigé avec précision, souplesse, élégance et sens du détail. Tendues comme un arc, les tensions sont resserrées à la faveur d'un relief instrumental extraordinaire et révélées dans une tradition typiquement germanique, soucieuse de l'impact des dynamiques. Tout un art. Du grand art, à vrai dire, pour une grande œuvre. Si cela ne vous arrache pas des larmes...

L'autre pièce maîtresse de ce concert est la *Romantique* de Bruckner. Le « Maître de Linz » continue de faire figure de mal-aimé. Pourtant, paisible provincial enraciné dans une foi si inébranlable qu'elle lui a valu le surnom de « Ménestrel de Dieu », l'héritier de Schubert n'a rien pour rebuter. Et ses neuf symphonies, dont il dédia la dernière (inachevée) – ni plus ni moins – à Dieu, lui assurent, à elles seules, une place de choix au Parnasse. À commencer par la *Quatrième*, cathédrale médiévale, dont les vastes arceaux défient la pesanteur, et où l'on assiste à une descente au plus profond de l'être humain. Sous la conduite avisée de Blomstedt, les Viennois, qui jouent, là encore, comme « à domicile », en donnent une interprétation non seulement idoine, mais surtout généreuse et chaleureuse à souhait. « Je veux bien grimper au Ciel », plaisait-il Stravinski à propos des symphonies de l'organiste de Saint-Florian, « mais pas dans un train de marchandises ! » Avec Herbert Blomstedt et les Wiener Philharmoniker, le tortillard se mue en TGV ! Pour le plus grand agrément du voyageur mélomane. ● José Voss



Herbert Blomstedt, toujours vert à 94 ans

NEXT (4)

Chantier en cours

Godefroy Gordet

Ces artistes n’ont pas trente ans et font déjà parler d’eux. Portraits d’une génération montante avec, dans cet épisode, le plasticien Julien Hübsch



Julien Hübsch
au Casino
Luxembourg

26 bougies à peine, et déjà, Julien Hübsch fait osciller son travail artistique entre maturité et détachement, les marques des artistes qui durent. Car si le trop de sérieux tue la créativité, une utile sagesse guide la carrière d’un artiste. Cette recette, le Luxembourgeois sait la mettre en pratique et depuis plusieurs années, après une participation à *Generation Art* et une longue résidence au Hariko de Bonnevoie, son approche a pris un sacré tournant, pour qu’il trouve à fouiller en profondeur l’abstraction sous toutes ses formes. On le compte dans les artistes de la nouvelle génération du Grand-Duché : le voilà qui expose pour le collectif Cueva, le Art2Cure, la prestigieuse Triennale Jeune Création, à la CAW de Walferdange, et qui trouve le soutien de galeries telle que la Valerius, où il se loge dans l’exposition *YLA (Young Luxembourgish Artists)*, tout en continuant à chatouiller sa guitare pour The Choppy Bumpy Peaches ou Sheebaba. Alors, si on finira tôt ou tard par ne plus lui coller l’étiquette de « talent émergent », pour l’instant, il en profite allègrement, prenant ce temps d’émergence pour tenter, s’autoriser à rater, mais surtout expérimenter et apprendre de cette dynamique frénétique et si bénéfique.

Il y a cinq ans, nous faisons la rencontre de Julien Hübsch dans son atelier dans l’ancien Hariko. Encore pubère dans le monde de l’art luxembourgeois, il revendiquait déjà que « tout art est vrai ». Une pensée qui a évolué dans son for intérieur, autant que dans les déclinaisons de son travail, « tout ce qui est considéré comme ‘art’ a sa raison d’être, ça devient de plus en plus évident que tout peut être considéré ‘art’ ». À la fermeture de Hariko fin 2018, c’est avec ce leitmotiv au cœur qu’il part trouver les cours de Thomas Schmidt, Heike Aumüller et Shannon Bool, à l’Université d’art de Mayence. Face à un travail figuratif et néo-expressionniste qui ne lui convient plus, il décide de repartir d’une page blanche pour pouvoir, « développer une pratique artistique qui n’est pas mise en constante comparaison avec ce que je faisais avant ». Une décision qu’il considère aujourd’hui comme l’une des meilleures de sa vie d’artiste et qui lui a permis de prendre du recul par rapport à la scène luxembourgeoise. « Je peux ainsi développer un point de vue plus global, étant dans une école allemande, avec une prof canadienne et des intervenants internationaux ».

Il repart donc de zéro pour explorer pleinement les possibilités de l’abstraction. Pour lui, il est important de connaître la figuration pour pouvoir comprendre le processus de l’abstrait : « l’abstrait est beaucoup plus versatile dans la manière dont

on l’approche, on peut voir des compositions de peinture abstraite partout, dans tout, et on peut les créer avec différents moyens et matériels ». C’est dans ce sens qu’il s’octroie des possibilités illimitées et se permet de s’installer sur d’autres terrains, comme la sculpture, la peinture, l’installation, l’environnement, ou tous ceux-là en même temps, « parce qu’il n’y a plus le besoin que le résultat ressemble à quelque chose de concret », explique-t-il.

« Un chantier, un tag, des débris de construction, constituent une imagerie qui semble banale, mais qui offre un potentiel très vaste »

Julien Hübsch

Plutôt transgressif, tentant d’abattre les clichés d’une façon parfois brutale, ses débuts ont été plutôt détonants. C’est aussi quelque chose qui a changé dans son approche artistique et le discours qui en résulte, Julien Hübsch ne voulant plus montrer du doigt les gens et problèmes qu’il traite : « Mon travail est moins agressif, mais il est devenu beaucoup plus précis dans sa conception. Il s’est radicalisé sans faux-semblants. Je ne raconte plus d’histoires personnelles parfois inventées ou floues. Au contraire, il y a un espace qui est incontournable, qui existe dans notre vie quotidienne, qui est vrai dans toute sa beauté et sa laideur ».

Son œuvre s’articule ainsi principalement autour de la peinture, néanmoins, il aime aujourd’hui à développer des projets mêlant installation et performance, à l’image de ses maîtres que sont Mark Rothko ou Monica Bonvicini. Hübsch place maintenant son œil sur l’urbain qui l’entoure et les différents acteurs qui y évoluent. « Je cherche à créer et narrer des situations urbaines abstraites. Je commence donc à analyser l’espace autour de moi : les chantiers au repos ou les marquages de rue montrent des compositions qui ressemblent à la peinture abstraite, si on y

regarde de plus près ». Après plusieurs années, des aventures personnelles en plus, une pandémie passée, son travail raconte une toute autre histoire, voulant s’affranchir de lui-même : « Je veux créer un univers qui provoque une réaction plus universelle. Un chantier, un tag, des débris de construction le long d’une autoroute, constituent une imagerie qui semble banale, mais qui offre un potentiel très vaste ».

Dans ce sens, l’artiste explique que son travail récent associe l’aspect contemporain du graffiti à une analyse de l’espace urbain dans lequel il est perçu. Une ligne artistique qu’il rapproche du « post-vandalism », un terme inventé par l’artiste Stephen Burke en 2019, « pour regrouper tout art qui traite l’espace urbain, suivant des manières et tendances contemporaines ». Tombé par hasard sur cette définition sur Instagram, il s’identifie tout de suite à ce nouveau monde, « au Luxembourg on me demandait toujours si je viens du street-art, et ça m’énervait. Non pas que je n’aime pas les acteurs de ce milieu, mais simplement parce que ce n’est pas ce que je fais. Ce terme de ‘post vandalism’ m’a donné la possibilité d’explorer l’espace urbain de façon plus vaste ».

Son installation immersive *Asleep in perfect blue buildings*, qu’il avait exposée au Salon du CAL en 2019, résume plutôt bien le trio de notions guidant sa pratique, « sculpture, peinture et environnement ». Associant bois, lin, feutre, corde, feuilles de Gleditsia, plastique, et un matelas, autour des couleurs blanche, beige et bleue, on y trouve, dans la forme comme dans le fond, ce qui fonde sa pratique actuelle, « avec ce système, j’ai incorporé le principe de composition de la peinture abstraite, sans vraiment faire de la peinture. J’ai plutôt construit une image dans l’espace. Mes installations sont souvent très immersives (en témoigne celle réalisée pour le Bâtiment IV; ndlr), et jouent toujours avec le principe de composition et les couleurs ».

Dans *The buff project*, qu’il réalise à Mayence en 2020, il retrouve l’esprit « graffiti » pour l’explorer et le détourner par la suite dans son exposition *Chantier abstrait/to be continued*, à la CAW de Walferdange en mars de cette année. Une version plus élaborée d’une exposition « secrète » qu’il avait réalisé en novembre dernier à Mayence sous le titre *Chantier abstrait/what if*. Contraint par les mesures sanitaires, l’exposition n’a pas connu de public, il était donc logique pour lui de montrer ce qu’il avait fait pendant une année de pandémie, où tout était à l’arrêt, et notamment

les chantiers de construction, qui lui tire un profond intérêt : « Je me suis rendu compte du potentiel immense de ces constructions inachevées qui, pour la majorité, ont seulement une raison d’être temporaire. Ce que je trouve aussi particulièrement intéressant est que beaucoup de ces compositions urbaines existent grâce à des personnes qui ne suivent pas de but artistique. »

Il y a dans son approche, une forte esthétisation du chantier. Cette imagerie du quotidien, que nos yeux rendent presque invisible tant « ces zones de travaux » sont ancrées dans nos vies. Dans son installation performative *Attracted by abstractions / Fin des travaux le...* tenue à l’Institut d’Art Contemporain Poky, cette idée de construction est omniprésente, et mise en branle par une déconstruction quotidienne, « on a déconstruit la sculpture – avec les curatrices et artistes Julia Gerke, Alina Röbbke et Ruben Brückel –, pendant une période de cinq jours, chaque jour nous laissait avec une nouvelle forme de composition, montrant ce statut incomplet, en cours de (dé) fabrication ». Le public voit alors l’état du chantier tous les soirs, et le reçoit comme une installation artistique entre réalité et esthétisation, « les frontières entre chantier réel et chantier construit/artistique/voulu sont confuses », précise l’artiste.

En pleine ascension dans sa carrière artistique, en 2021, il a cumulé quelque huit expositions. Une étape assez soudaine qu’il a gérée avec beaucoup de spontanéité, « On a tous était heureux de pouvoir enfin faire des expos, après une année où il y avait très peu d’échange artistique non-virtuel. Et comme la Triennale a été remportée à cause de la pandémie, j’avais beaucoup de temps pour m’y préparer ». Au Casino Luxembourg - Forum d’art contemporain (et aux Rotondes en parallèle), dans le cadre de cette prestigieuse Triennale Jeune Création 2021, cette mise en lumière de son travail, représente ainsi un honneur pour le jeune artiste, « le Casino est mon

lieu artistique préféré au Luxembourg, voire en Grande Région. J’y vais depuis très petit, donc c’était vraiment un moment un peu surréel pour moi de montrer mon travail dans cette institution prestigieuse ».

Et puis, comme il n’y a pas de hasard, il reçoit également le soutien de la Galerie Valerius, avec une place dans l’exposition *YLA (Young Luxembourgish Artists)*. Une assise en tant qu’artiste du cru, qu’il commence à savourer, dans l’art public, comme le privé, bien qu’il voie cela comme deux choses très différentes. « J’espère pouvoir faire une carrière institutionnelle, au Luxembourg, comme ailleurs, et dans ce sens, je suis heureux qu’on soutienne la scène émergente. J’ai financé ma vie pendant deux ans avec la vente de mes œuvres quand je travaillais au Hariko, je connais donc le côté privé, mais mon œuvre actuelle ne vise pas à décorer le dessus des canapés. Il est important de faire ce que je veux vraiment, et y arriver sans devoir nourrir le marché privé avec du Basquiat 2.0 ».

À notre première rencontre, le Luxembourgeois n’hésitait pas à citer en exemple Su-Mei Tse – qui, comme lui, est plasticienne et musicienne –, l’une des artistes phare du paysage artistique luxembourgeois. Aujourd’hui, autour de ce label « émergence » en l’intégrant à la Triennale Jeune Création 2021 ou l’exposition *YLA*, Julien Hübsch brigue aussi un joli parcours en tant qu’artiste. D’ailleurs, en novembre il va participer au Prix d’Art Robert Schuman à Saarbrücken. Un prix remporté par Su-Mei Tse en 2001, suite à quoi, elle a été invitée à occuper le pavillon luxembourgeois à la Biennale de Venise. « Je ne dis pas que j’espère la même chose, mais quand on parle des grandes ambitions et rêves, il faut mentionner Venise. Mais de façon plus réaliste, j’espère juste pouvoir faire de l’art et continuer à vivre dans cet univers, si cela se fait avec un certain succès institutionnel, tant mieux », conclut Julien Hübsch. ●

Relics, ou le
chantier et ses
matériaux comme
inspiration



AU PALAIS GARNIER

7 Deaths to Immortality

Lucien Kayser

Ardent hommage de Marina Abramović à Maria Callas au-delà du sort fait aux femmes à l’opéra

Si les divas ne meurent pas, a fortiori la diva assoluta, passant de la vie à la légende, c’est peut-être que des morts, elles en ont subi tellement sur la scène. On sait en effet combien les femmes sont bafouées à l’opéra, un long cortège de victimes où la philosophe française Catherine Clément n’a pas eu de mal à puiser pour sa *Défaite des femmes*, et à l’université de Zurich, Elisabeth Bronfen a même été plus directe, *Over Her Dead Body*. Marina Abramović en a choisi sept, de ces morts d’héroïnes, pour citer encore Bronfen, « culture uses art to dream the deaths of beautiful women ». Des morts en l’occurrence immortalisées par Maria Callas, de Violetta se consumant de la tuberculose à Norma marchant vers le bûcher, leurs compagnes d’infortune étant Tosca, Desdemona, Cio-Cio-San, Carmen et Lucia, qui osera dire que le bel canto les a bien servies.

Ah, dans ces morts, qu’on veut nous faire prendre pour autant de sacrifices, il manque les Senta, Brünnhilde, Isolde, au moins pour les deux dernières leur adieu aurait été trop long, Marina Abramovic insiste dans ses propos justement sur la brièveté de la mort, en tant qu’événement, et la durée des représentations d’opéra, qui lui paraissent souvent longues. Voilà ce qui exclut Wagner.

À Munich, pour la création en pleine pandémie, l’autre soir au Palais Garnier, côté cour de la scène, un lit et une femme qui de toute la



Adela Zaharia (Lucia di Lammermoor) et Marina Abramović

première partie du spectacle ne bougera pas. Des cantatrices viendront se tenir debout pour chanter les différents airs, dans l’ordre Hera Hyesang Park, Selene Zanetti, Leah Hawkins, Gabriella Reyes, Adèle Charvet, Adela Zaharia (qui en a le plus long, le plus prenant dans la folie de Lucia), Lauren Fagan. Derrière elles, des vidéos montrent Marina Abramovic et Willem Dafoe dans des scènes qui corres-

pondent à ce qui est chanté, sans qu’il y ait la moindre duplication ; au contraire, jamais il n’y a eu pareil emboîtement, de la cantatrice et des images projetées. Scènes et images prennent de l’espace, alors que le chant, dans sa puissance ou son désespoir, s’élève. Appelez cela un parfait accord, voire une communion, celle qui s’est établie entre Marina Abramović et Maria Callas. Et nous passons d’un air à l’autre, les

notes de Marko Nicodijevic qui font la liaison, interprétées par l’orchestre de l’Opéra national de Paris sous la direction de Yoel Gamzou.

Le lit de Violetta, l’arène de Carmen, des lieux défilent, des gestes meurtriers ou suicidaires s’esquissent, on finit sur la couleur rouge, le visage ensanglanté de Marina Abramović derrière Lucia (et d’un coup remontent les souvenirs de *Balkan Baroque*, l’amas d’os de bovins, en 1997, à la biennale de Venise), la fournaise vers laquelle avancent Norma et Pollione ; la vie de la Callas a été marquée plus d’une fois par le rôle, en 1958, où ce fut la scandale à Rome quand elle dut interrompre une représentation, en 1965, où à Paris elle le chanta pour la dernière fois sur scène sous la direction de Georges Prêtre.

Changement de décor, nous voici pour la deuxième partie au 36, avenue Georges-Mandel, à Paris, dans la chambre même où Maria Callas est décédée le 16 septembre 1977, elle n’avait que 53 ans. Dès lors, cela va plus loin que la communion évoquée plus haut, Marina Abramovic se glisse, plonge dans les derniers instants de la cantatrice ; elle regarde sa vie passer dans les photos étalées sur le lit, se lève, va vers le miroir, ouvre la fenêtre, et une toute dernière fois, avant que la chambre ne soit vide, retentit sa voix. Maintenant il ne reste plus que le mobilier, et les sept chanteuses viennent le recouvrir d’une tulle noire. Marina Abramo-

vic, quand elle réapparaît, est vêtue d’une robe dorée, d’un rayonnement d’au-delà.

Jamais il n’y a eu pareil emboîtement de la cantatrice et des images projetées

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d’ouverture des offres :
Date : 12.10.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l’heure fixées pour l’ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de rideaux et décoration à exécuter dans l’intérêt de la construction de la Maison de soins à Bascharage.

Description succincte du marché :
– ± 400 pces rideaux occultants ;
– ± 30 pces rideaux contre l’éblouissement ;
– ± 1 375 m rails pour tableaux.
La durée des travaux est de 42 jours ouvrables, à débiter le 4^e trimestre 2022.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.

Section IV : Procédure

Conditions d’obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d’envoi de l’avis au Journal officiel de l’U.E. :
06.09.2021

La version intégrale de l’avis n° 2107770 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Nomination de deux juges au Tribunal de l’Union européenne

Appel à candidatures

Afin de lancer la procédure de nomination des juges luxembourgeois au Tribunal de l’Union européenne, le Gouvernement luxembourgeois est invité à présenter deux candidats à la Conférence des Représentants des gouvernements des États membres.

Le présent appel aux candidat(e)s se base sur les articles 254 et 255 du Traité sur le Fonctionnement de l’Union européenne (TFUE) et les recommandations du Comité de l’article 255 TFUE.

Les mandats des juges au Tribunal de l’Union européenne débiteront le 1er septembre 2022 et dureront 6 ans. Leurs mandats sont renouvelables.

Les candidat(e)s devront être des personnes offrant toutes les garanties d’indépendance et la capacité requise pour l’exercice, au Luxembourg, de hautes fonctions juridictionnelles, conformément à l’article 254, alinéa 2, du TFUE.

Les candidat(e)s ne peuvent exercer aucune activité incompatible avec les exigences d’indépendance, d’impar-

tialité et de disponibilité requises pour l’exercice à temps plein du mandat de juge.

Les candidatures seront soumises à un comité de sélection national qui convoquera les candidat(e)s remplissant les conditions requises à un entretien, lors duquel seront examinées non seulement leurs qualifications et leur expérience, leurs compétences juridiques, mais également leur aptitude à exercer la fonction juridictionnelle au sein d’un organe collégial, en ce compris leur capacité de gestion. Les entretiens auront lieu au Ministère de la Justice à Luxembourg entre le 11 octobre et le 5 novembre 2021.

Les noms des deux candidat(e)s sélectionnés seront soumis au comité de l’article 255 qui donne un avis sur l’adéquation des candidats à l’exercice des fonctions de juge du Tribunal de l’Union européenne avant que les gouvernements des États membres ne procèdent aux nominations conformément à l’article 254 TFUE.

Le comité est composé de sept personnalités choisies parmi des membres des juridictions nationales suprêmes et des juristes possédant des compétences notoires.

Les candidat(e)s doivent indiquer dans leur candidature pourquoi, selon leur

propre appréciation, ils sont aptes à cette fonction.

La lettre de motivation et le CV sont à adresser au plus tard le 9 octobre 2021 par lettre recommandée au Ministère de la Justice, 13, rue Erasme, L-1468 Luxembourg. Un accusé de réception sera adressé aux candidat(e)s, ainsi que le cas échéant une convocation à un entretien de sélection.

78. MOSTRA IN VENEZIA

Das Grausam-Schöne

Marc Trappendreher

Einer der originellsten Filme beim Festival von Venedig: *Vidblysk* des Ukrainers Walentyn Wassjanowytsch



Roman Lutskyi (links) in *Vidblysk*

Ein Mann lässt sich, umgeben von einer kargen Felslandschaft, mitten im Winter in einer übergroßen, freistehenden Baggerschaufel ein Bad ein. Es ist ein irritierendes Bild, und es steht da vielleicht noch als Zeichen für die letzte Erfahrung von Wärme und Geborgenheit in einer traumatischen Nachkriegs-Ukraine, die der Film *Atlantis* abbildet. Der 50-jährige ukrainische Regisseur Walentyn Wassjanowytsch durfte mit *Atlantis* den besten Film im Orizzonti-Wettbewerb der Filmfestspiele Venedig 2018 für sich beanspruchen. Als Hintergrund seiner filmischen Erzählung diente ihm der Krieg im Donbass. Seit 2014 und bis heute hat er mehr als 13 000 Todesopfer gefordert. Die fiktional-überhöhte Zukunftsvision, die deutlich auf George Orwells *1984* anspielt, trägt sich im Jahr 2025 in der Ostukraine zu – ein Jahr nach Kriegsende. Es mag auf den Schauplatz der Handlung zurückzuführen sein (ein demilitarisiertes Kriegsgebiet) und auf den visuellen Stil (Plansequenzen und überwiegend statische Kameraeinstellungen), dass die Filmkritik Parallelen zu *Stalker* (1974) von Andrei Tarkowski herstellte, dem großen Filmmagier des sowjetischen Kinos der Nachkriegszeit.

Walentyn Wassjanowytsch ließ sich an der Nationalen I. K. Karpenko-Kary-Universität für Theater, Kino und Fernsehen in Kiew zum Kameramann und Dokumentarfilmregisseur ausbilden und schloss ein Studium der Filmregie an der Andrzej-Wajda-Meisterschule an. Beides macht er in seinen Fiktionsarbeiten nutzbar. Er selbst hält die Kamera und er selbst bestimmt den Schnitt. Darum haben seine Bilder mitunter einen dokumentarischen Charakter, weil er gezielt Momente in seinen Filmen aufkommen lässt, die auf die Verwischung der Grenze setzen. So auch in seinem neuen Film:

Vidblysk, der aktuell um den Goldenen Löwen für den besten Film im Wettbewerb der Mostra von Venedig konkurriert, greift viele der Motivfelder aus *Atlantis* (der in Luxemburg 2019 im Luxembourg City Filmfestival zu sehen war) wieder auf: Der ukrainische Chirurg Serhiy wird in der Konfliktzone in der Ostukraine von den russischen Streitkräften festgenommen und erlebt in der Gefangenschaft grausame Szenen der Erniedrigung, Gewalt und Gleichgültigkeit gegenüber der mensch-

lichen Existenz. Nach seiner Freilassung versucht er wieder mit seiner Tochter und seiner Exfrau eine Bindung aufzubauen.

Vidblysk lässt sich auch als eine Vorgeschichte zu *Atlantis* lesen: Die posttraumatischen Belastungsstörungen nehmen hier ihren Ursprung, in einer gegenwärtigen Ostukraine, die noch nicht zu der versunkenen Stadt geworden ist, die der Vorgängerkino darstellt. Die Transformation von Menschen zu Soldaten, zu Kampfmaschinen – in *Vidblysk* beginnt dies bereits im Kindesalter – kommt bei Wassjanowytsch mit einer Aushebelung der individuellen Persönlichkeit. Dass es für den Soldaten in *Atlantis* so etwas wie ein Privatleben gegeben hat, kann man allenfalls noch erahnen. Eine Vorstellung der Zeit „danach“ ist ihm fremd, beziehungsweise er kann sie nicht artikulieren oder sie sich „in Aussicht stellen“. Doch so sehr sich der Mensch bei Wassjanowytsch in *Atlantis* bemüht, ein anderer, ein neuer Mensch – vielleicht ein besserer Mensch – zu werden, so unmöglich ist ihm die Rückkehr zur reinen Bestialität einer Kriegsmaschine, die nur auf den Gehorsam und das Töten ausgerichtet ist. Es kann für ihn nur ein Zwischenstadium geben, und genau in diesem Stadium festgehalten zu sein, macht die Verzweiflung aus.

Das Konfliktfeld, das das menschliche Wesen zugleich konstituiert und auswirft, ist der Krieg. Er formt den Menschen und zerstört zugleich das menschliche, moralisch-gesunde Individuum. Das ist auch in *Vidblysk* so: Wir sehen da einen Mann, dem das Unantastbare, seine Würde entrissen zu werden droht. Wir erkennen hieran – vielleicht mehr noch als in *Atlantis* – Menschen. In *Vidblysk* kämpft ein Mensch um das Mensch-Sein selbst. Wassjanowytsch richtet den Blick, entgegen der Genrestandards, die das Kino produziert und in den Köpfen der Zuschauer festigt, durch die Schablonen der Genrefilmindustrie hindurch auf das Mensch-Sein. Darum könnte der Titel

auch nicht besser gewählt sein: *Vidblysk* meint Spiegelung.

Die Idee zu *Vidblysk* kam ihm eigenen Angaben zufolge, als er mit seiner zehnjährigen Tochter den Aufprall einer Taube auf eine Fensterscheibe erlebte. Eine eindruckliche Erfahrung, die der Regisseur als „wunderschön und grauerregend“ beschreibt. Das Grausam-Schöne im Bild einzufangen, ist mithin

Die Gesellschaft scheint nicht humanisierbar zu sein. Die Transformation von Menschen zu Soldaten beginnt in Vidblysk bereits im Kindesalter

auch der Anspruch, den Wassjanowytsch mit *Vidblysk* im Besonderen zu erfüllen versucht: das Gegensätzliche, das Widersprüchliche im Bild zu vereinen.

Wie aber erreicht Wassjanowytsch das? Seine Bildlichkeit ist geprägt von einer auffällig symmetrischen Anordnung, bereits in der *mise-en-scène*, also der Raumanordnung, der

Figurenaufstellung, aber auch in der Kadrierung, durch eine hohe Tiefenschärfe durch Weitwinkelobjektive, die nie wirklich Nähe, aber auch keine tatsächliche Ferne suggerieren. Deshalb auch scheint die Halbnahe seine bevorzugte Einstellungsgröße zu sein.

So gelingt ihm die für das Kriegsthema nötige Kälte, und doch wirken die Bilder in ihrer photographischen Perfektion tableauhaft. In Wassjanowytschs Filmen steckt ein Gestus der Verweigerung: Es zeigt sich auffällig ein Mangel an Sprache, in Form innerer Monologe oder persönlicher Dialoge, die über die psychische Verfassung der Figuren Aufschluss geben könnten. Diese Spracharmut sowie der Verzicht auf psychologische Tiefe sind Merkmale eines ästhetischen Programms: Das Audiovisuelle schiebt sich eindrücklich in den Vordergrund und beansprucht den Vorrang gegenüber der Sprache. Ist in *Atlantis* Filmmusik vollkommen abwesend, und wird Klanguntermalung in *Vidblysk* nur sehr punktuell genutzt, erhöht das die Distanz nur weiter. Ton und Bild stehen nicht im Zeichen einer Gefühlsakzentuierung und dienen auch nicht dazu, auf melodramatische und appellierende Weise ein Mitempfinden zu evozieren, das auf sprachlicher Ebene verweigert wird. Umso mehr muss das Publikum bereits sein, sich auf dieses Programm einzulassen.

Man könnte Walentyn Wassjanowytsch wohl als einen hoffnungsvollen Zweifler ansehen. Als einen, der in seinen filmischen Untersuchungen des Ukraine-Konflikts die Gesellschaft für unfähig erklärt, humanisierbar zu sein, und dem Menschen in unmenschlichen Zeiten die Fähigkeit abspricht, überhaupt noch gesellschaftsfähig zu sein. Was dann „bleibt“, sind jene „distanzierten“ und „kalten“ Bilder, die nur durch die kleinen Gesten einer Umarmung zum Ausdruck einer Hoffnung werden. *Atlantis* und *Vidblysk* dürfen als die originellsten und spannendsten Filme des jüngsten ukrainischen Kinos gelten. ●

When the legend becomes fact, shoot the legend. Or not

Tom Dockal

Nachdem der Oscar-prämierte Regisseur Paolo Sorrentino schon in einem früheren Film Diego Armando Maradona erscheinen ließ, ist der wahrscheinlech beste Fußballspieler aller Zeiten nun so etwas wie ein Schutzpatron, der in *È stata la mano di Dio*, zu englisch: *The Hand of God*, seine Hände über alles und jeden hält. Wir sind im napolitanischen Italien der 1980-er, inmitten der Hysterie um Maradona in Neapel, und in der Jugend des Regisseurs Sorrentino. Der junge Fabietto ist das Alter-Ego des Regisseurs, der seine Mitmenschen und seine Umwelt mit sehr viel Liebe zu beobachten weiß. Da sind natürlich die Eltern Maria und Saverio – gespielt von Teresa Saponangelo und Toni Servillo –, aber auch die sehr große Familie aus Tanten und Onkeln, deren Spleens Fabietto nie müde zu werden scheint. Bis eines Tages sein Leben von einem unbeschreiblichen Unglück heimgesucht wird. *È stata la mano di Dio* erzählt das *Coming-of-Age* eines jungen Menschen, der die Welt zu entdecken, aber auch einen unaussprechlichen Verlust zu betrauern hat.

Wer befürchtet hatte, Sorrentino würde mit null künstlerischen Eingriff seitens Netflix seinen exzessiven Stil weiter anziehen – welcher bei *La grande bellezza* gefeiert wurde –, aber im Berlusconi-Film *Loro* jeden Sinn für Figurenbildung erstickte – wird hier eines Besseren belehrt. Fast schon bescheiden und vor allem ruhig nimmt Sorrentino sich seiner Familiengeschichte an. Und so lustig wie hier war der Italiener auch noch nie – trotz der Melancholie, die sich wie ein roter Faden durch den Film zieht. Aber welchen Fellini-Film kopiert er jetzt schon wieder?, hört man Sorrentino-Kritiker fragen. Natürlich liegt der Vergleich mit *Amarcord* nahe, aber genauso könnte man *I vitelloni* anführen, ein Frühwerk von Fellini, aus einer Zeit, in der das Leben noch nicht eine einzige Party war, sondern ein Spielraum für Entdeckungen und Enttäuschungen.

Weil Sorrentino hier seine eigene Geschichte erzählen darf, in Verbindung mit seiner teils gradios elegischen Inszenierung und seinem Sinn für Raum, lügt die Mythenbildung immer ums Eck. Eine Mythenbildung um eine Stadt – Neapel inspiriert die Italiener seit gefühlten Ewigkeiten und auch dieses Jahr ist fast eine Handvoll Neapel-Filme auf der Mostra zu sehen gewesen – oder Sorrentinos Familie, wie es vielleicht gar nicht der Realität entspricht. Vor allem ist es die Begegnung im letzten

Paolo Sorrentino betreibt mit The Hand of God Legendenbildung. Dagegen interessiert sich Jane Campion mit The Power of Dog dafür herzlich wenig

Akt, die Sorrentinos Alter-Ego auf den Weg des Filmemachens erleuchtet, die einem als bitter-kitschig aufstoßen könnte. Aber was ist Filmemachen sonst, wenn nicht Mythenbildung?

„When the legend becomes fact, print the legend“, hieß es in einem John-Ford-Western. Die australische Regisseurin Jane Campion interessiert sich in *The Power of Dog* – ihrem ersten Spielfilm seit über zehn Jahren – herzlich wenig für Legenden und schon gar nicht für die Männlichkeitswerte, die das Western-Genre und seine Geschichten beherrscht hat. In ihrer Filmadaptation des Romans von Thomas Savage begegnet man am Ende des so genannten Wilden Westens – Züge und die ersten Autos sind in der Landschaft zu erkennen – den Gebrüdern Burbank. Der von Benedict Cumberbatch gespielte große Bruder Phil Burbank hält mit eiserner Hand die Ranch der Familie im Griff. Er hänselt den korpolenten Bruder, redet herablassend über Frauen und so ziemlich alles und jeden – ein waschechter Cowboy der alten Schule. Als Bruder George Rose kennenlernt – gespielt vom tatsächlichen Paar Jesse Plemons und Kirsten Dunst – und Rose ihren introvertierten und sensiblen Sohn aus erster Ehe mit auf die Ranch bringt, brennen bei Phil die Sicherungen durch.

Dass Jane Campions Sensibilität vermisst wurde, wird jetzt umso klarer, als ihr Film ganz zu Beginn der Festspiele vorgestellt wurde. In einer riesigen Western-Landschaft lässt sie ihre Figuren agieren, die unter dem mehr oder weniger offensiven toxischen Terror des Cowboys Phil leben müssen und fast daran ersticken. Die subtilen Charakterstudien, die Campion zusammen mit den Spielern liefert, sind in ihrer Feinheit und im vermeintlichen Western-Genre nicht allzu oft zu sehen. Dass der hasserfüllte Phil Burbank so etwas wie die Hauptfigur ist, erschwert den Zugang zu dem Film. Wo die Kritiker/innen Cum-



Paolo Sorrentino erzählt die Geschichte seiner eigenen Familie

berbatches Leistung als Höhepunkt seiner Karriere feiern, ist der Manierismus, der seinem aufgesetzten Akzent anhaftet, nicht zu übersehen. Phils Cowboy-Anzug erinnert an eine Karnevals-kostüm, was dazu beiträgt, die Figur ins Lächerliche zu ziehen. *Love is the way*, post-postmodern und Anti-Antiwestern zugleich lassen die gewollt leeren interessanten Interpretationsräume in eine zynische Sackgasse laufen, die den Film zu ersticken droht wie Cumberbatches Figur Phil ihre Mitmenschen. ●

The Power of Dog von Jane Campion erscheint am 1. Dezember, *The Hand of God* von Paolo Sorrentino am 15. Dezember auf Netflix

Bas les masques

Mylène Carrière

Les beaux jours sont enfin arrivés, les effluves de saucisses et autres fritures aussi, accompagnés des cris en tous genres sur le Glacis ! On y est ! Le mois de septembre est là : on range les maillots de bain, les lunettes de soleil, les pelles et les seaux à la cave, on récupère sa progéniture chez les grands-parents et on file direction... le supermarché. L'heure de la rentrée a sonné pour les plus de 100 000 enfants (107 153 pour la rentrée 2020) qui s'apprêtent à reprendre le chemin de l'école dès la semaine prochaine.

Si pour la plupart des élèves, ce moment est synonyme de joie de retrouver les anciens copains, en connaître des nouveaux, découvrir ses enseignants et renouer avec sa soif d'apprendre, pour les parents c'est le début de l'habituel parcours du combattant qui est lancé. Première étape : les fournitures scolaires. Le ballet des parents assoiffés de stylos quatre couleurs, double décimètres et autres feuilles à carreaux de douze millimètres a débuté dans tous les supermarchés du pays. De cette véritable chasse aux trésors dans les allées, seuls les plus vaillants ressortent indemnes et sains d'esprit. Certains kamikazes emmèneront même ladite progéniture avec eux dans cette quête, ce qui ajoutera au calvaire initial la négoc

ciation, perdue d'avance, des préférences (aux goûts parfois discutables) des fournitures choisies à l'effigie de leur héros du moment ou de leur couleur favorite.

Mais pour cette rentrée de tous les espoirs ou toutes les craintes, l'épreuve des fournitures, et autres achats de rentrée, semble bien facile à surmonter. En effet, pour cette deuxième rentrée consécutive et exceptionnelle pour cause de

pandémie, le gouvernement a concocté un scénario de base dans lequel il va falloir naviguer face aux différentes options proposées. C'est un travail digne des meilleurs auteurs de fiction, utilisant le célèbre exercice du : « what if » et basé sur le principe rappelé il y quelques jours par le ministre Claude Meisch, lors de sa conférence de presse : *Maximal Chancë fir d'Bildung, minimal Chancë fir de Virus* (des chances maximales pour l'éducation, des chances minimales pour le virus). Donc accrochez-vous, munissez-vous d'un tableau, de notes autocollantes et peut-être même

de quelques feutres fluorescents, afin de réaliser cet exercice périlleux. Alors, le scénario de base est une rentrée libre de tout Covid, c'est-à-dire sans cas positif, tout le monde commence l'année sereinement et on fait enfin tomber les masques en classe et à la récré, mais on le remet pour se déplacer à l'intérieur des bâtiments et dans les transports. À cela viennent s'ajouter deux auto-tests par semaine réalisés à l'école pour les plus jeunes, sous forme hybride domicile / école pour les plus grands. Dans les scénarios suivants, qui se succèdent de un à quatre, il s'agit d'adapter les procédures en fonction du nombre de cas positifs, donnant une liberté relative aux désormais sacrés « 3G », pas le réseau, on n'est plus en 2003, mais bien les *Geimpft, Gestest, Geheelt* (vacciné, testé, guéri), qui auront la possibilité de continuer à se rendre à l'école mais en remettant le masque en toutes circonstances. Pour la suite des réjouissances, plus le nombre de cas augmente, plus on teste, plus on isole, sauf pour les « 2G », les vaccinés et les guéris. Et puis enfin, le scénario catastrophe, celui qu'il restera à écrire si la situation se présente...

Finalement, ce portemine 0,3 millimètres accompagné de son papier millimétré format A5, si possible à l'effigie de Bob l'éponge et agrémenté de paillettes, ce n'est pas si compliqué à trouver, hein ? Allez, il est encore temps de profiter un peu de cet été aux accents du temps d'avant, de l'insouciance (mais pas trop), de flâner dans les rues de la capitale ou sur les sentiers boisés, de s'envoyer en l'air au Glacis, d'y partager une saucisse, une bière ou une pomme d'amour. Respirez ! C'est la rentrée. ●



Verra-t-on les auto-tests dans la liste des fournitures scolaires ?

Stil

LE GLACIER



Nice

Ce n'est pas parce que le local de vente est minuscule, avec une déco aussi minimaliste qu'aseptisée, que le produit proposé ne peut pas être délicieux. Pour démarrer leur business de glaciers, Cristian Brucculeri et son épouse se sont surtout concentrés sur le contenu de leurs crèmes glacées, qu'ils désiraient impeccables, onctueuses, aux goûts fins et suaves. Issus tous deux de la finance, ils laissent

la fabrication des produits Nice (avec un « N » à l'envers) à leur spécialiste italien qui mixe les ingrédients au sous-sol. Ils peuvent ainsi se concentrer sur les détails du marketing de leur marque de glaces maison. Ainsi ont-ils décidé que, dans un premier temps, leur espace de l'avenue du X Septembre (en face de l'hôtel Parc Belair), n'offrirait qu'une petite dizaine de parfums, mais que ceux-ci changeraient fréquemment au gré des saisons (photo : GD). Ils connaissent déjà un beau succès grâce aux jolis semifreddo, présentés sous forme de réductions, de tartelettes ou de glaces sur bâtonnets et qui arrondiront de façon légère les fins de repas. Le café, à consommer sur place ou « to go », est aussi délicieux que les sablés fabriqués dans la région de Turin, avec mention spéciale pour les gressins au chocolat qui accommodent les crèmes glacées.

Parmi lesquelles nous relèverons en ce moment celles à la pistache, aux noisettes ou aux cacahuètes. Pour les amateurs de parfums plus estivaux, le yaourt, la mangue et le pamplemousse au romarin nous ont particulièrement séduits. GD

L'ENDROIT

Burger Brothers

Il y a une certaine ironie de voir l'ancienne adresse végane Flowers Kitchen, en haut de la rue Glesener devenir un restaurant de



burger. Fort de son succès depuis 2018 à Thionville, Anis Badjoudj a ouvert l'antenne luxembourgeoise de Burger Brothers au début de l'été. On est d'abord séduit par le cadre ludique et chaleureux où des personnages de jeux vidéo (peints par David Soner, peinture du street art de la région) accueillent le client. Mais la carte est aussi alléchante avec une dizaine de burgers plutôt bien sentis. Outre les classiques cheese ou BBQ, on trouve un Black Pearl au saumon et avocat, Spanish au chorizo et poivrons ou un Vegeta (en référence au personnage de *Dragon Ball*), avec un « steak végétal ». On s'est laissé séduire par le Frenchy avec fromage à raclette, lardons et champignons de Paris (photo : fc) et bien nous a pris. Les ingrédients sont frais et de qualité avec une viande halal des boucheries Providence de Thionville et Dudelage, des *buns* de la Maison Schild et des frites

fraîches, coupées, comme dit la carte, « non pas avec amour mais avec deux bras ». Ce sera encore mieux avec des vrais verres plutôt que des gobelets en cartons. On y retournera pour goûter les hot-dogs. fc

L'ÉVÈNEMENT

Invitational Golf Cup

Il se dit le « George Clooney de la raclette », il est bon vivant, toujours dans l'excès, tant sur le boire que sur le manger. Jason Chicandier (photo de son site), de son vrai nom Laurent Regairaz, est un notaire reconverti dans l'humour (ce qui a dû lui demander un certain effort, les tabellions n'étant pas réputés pour être des rigolos). En vidéo, sur les réseaux sociaux, puis sur scène

(son spectacle *Un jour sans faim* a tourné en France en 2019), il fait de son personnage gueulard et donneur de leçon une figure de proue des épicuriens qui préfèrent l'ivresse à l'ivraie, le gras aux graines et pour qui la crème n'est pas un crime (sauf dans la carbonara, c'est un autre sujet). Il sera une des personnalités invitées par Henri Leconte pour le premier tournoi de « Guest-am » luxembourgeois. Le 15 septembre, le Kikuoka Country Club sera le théâtre de l'Invitational Golf Cup by Henri Leconte & Friends où chaque équipe sera composée d'un invité de marque et de trois amateurs qui joueront en *scramble* à quatre sur le parcours. En matière d'humour, le Français pourra rivaliser avec les Belges Freddy Tougaux ou Bruno Taloché. Pour compléter l'équipe, l'ancien tennisman s'entoure d'autres (anciens) sportifs amateurs de golf, à



commencer par ceux du tennis Gilles Muller, Olivier Rochus, Philippe Saive ou Jean-Paul Loth, mais aussi d'autres sports comme le rugbyman Abdelatif Benazzi, Yérime Sylla, entraîneur de handball (à Käerjeng), la skieuse Florence Masnada ou le karatéka Christophe Pinna. On peut encore s'inscrire pour participer (birdiماغ.lu).fc

DéckFrënn
Skif & Dresch
D'Land steet op der Kopp: Op der Gare gouf en Hond vum Lydie Polfer gebass.

GRRR..

Den Hond war bei déi Gréng an ass an der Tëschenzäit zréckgetratt.

DAT KANN DACH NET SËNN !

BULLUH !

Trotzdeem huet d'Oppositiooun de Kapp vum Lydie Polfer gefuerdert.

SECURITY

D'OPPOSITIOUN VERDRËIT D'TATSAACHEN !

DAT ASS ENG HONDSGEMENGHEET !

Et goufe vill Fake News verbreet.

DEN HOND HAT SECH DE BATTI GESTALT !

EN HUET A MENGEM REVËIER GEWËLDERT !

DÉI PRIVAT

D'Stad brauch méi privat Sécherheetsfirmen.